



1984 – 2009

Inhalt

| | | | |
|--|-----------|---|-----------|
| Einleitung | 2 | IV. Arbeit für psychisch Kranke, Eva Freudenberg Fonds | 42 |
| I. Integrationsgesellschaft | 6 | Herr S. | 44 |
| Frau A .erzählt | 8 | Frau M. | 46 |
| Elternbegleiterinnen-Konferenz | 10 | Rudolf-Freudenberg-Preis | 48 |
| Roma-Schulmediatorinnen und -mediatoren | 12 | V. Ein Quadratkilometer Bildung | 50 |
| Civis – Europäischer Medienpreis für Integration und kulturelle Vielfalt | 14 | „Kümmerer“ und andere | 52 |
| Pakiv | 16 | Ahmet kann jetzt sprechen | 54 |
| II. Übergang zwischen Schule und Beruf | 18 | Issam | 56 |
| „Ich weiß, dass ich Leute an meiner Seite habe“ | 20 | VI. Unsere Partner | 58 |
| Der junge Artist | 22 | Zusammenarbeit mit dem Network of European Foundations – Ein Brief aus Brüssel | 60 |
| „Zurück zum Anfang!“ | 24 | Dies ermutigt zum Nachmachen – Anregungen aus einer gemeinsamen Reise nach Toronto | 62 |
| „Ich weiß jetzt, dass ich es schaffe!“ | 26 | Das Mädchen mit dem Schal | 64 |
| „Meine zweite Familie“ | 28 | Ausgaben Stiftung nach Schwerpunktbereichen 2008 | 67 |
| III. Demokratische Kultur in Schule und Gemeinde | 30 | Entwicklung der Ausgaben 2004–2008 | 68 |
| Halil entwickelt Ehrgeiz | 32 | Förderrichtlinien | 69 |
| „Wir wollten das Problem an der Wurzel packen!“ | 34 | Gremien | 70 |
| Tanja, Marrit und ihre Brüder | 36 | Geschäftsführung und Mitarbeiterinnen | 71 |
| Praktisches Wachsen eines theoretischen Modells im Weinheimer Hermannshof | 37 | Impressum | 72 |
| „Zivilcourage ist kein Abenteuer“ | 40 | | |

Einleitung

Die Freudenberg Stiftung wird im Jahr 2009 25 Jahre alt. Vor fünf Jahren haben wir zum zwanzigjährigen Jubiläum einen größeren Bericht über die Entwicklung der Stiftung publiziert. Er war als eine Art Lerngeschichte geschrieben und ist daher auch heute noch nicht obsolet.

Mit dem vorliegenden Bericht haben wir dreierlei im Sinn:

Wir wollen erstens in wenigen groben Strichen ein Bild über die Veränderung des gesellschaftspolitischen Rahmens zeichnen, in dem die Stiftung handelt. Wir möchten zweitens einen Eindruck vermitteln über die Richtung, die die Arbeit der Stiftung in den vergangenen fünf Jahren genommen hat und weiterhin nimmt. Und drittens haben wir uns bemüht, die Leserinnen und Leser möglichst nah an die tägliche Projektarbeit heranzuführen und durch Bilder und kurze Geschichten der Beteiligten selbst einen farbigen und plastischen Eindruck zu vermitteln von dem, was täglich geschieht und was das Ergebnis der Anstrengungen sein kann.

Der Bericht hat sechs Kapitel. Die ersten vier haben als Überschrift die thematischen Schwerpunkte der Stiftungstätigkeit. Für jedes dieser Kapitel haben wir drei oder vier Projekte und Programme ausgewählt, die besonders kennzeichnend für die Ziele und das Vorgehen der Stiftung sind. Jedes dieser vier Kapitel hat eine kurze Einleitung, in der über die Entwicklung des thematischen Bereichs berichtet wird. Im fünften Kapitel geht es um unseren Versuch einer lokalen Konzentrierung der Arbeit unter der Überschrift „Ein Quadratkilometer Bildung“. Das sechste Kapitel ist unseren Partnerorganisationen gewidmet, ohne die die Freudenberg Stiftung nicht geworden wäre, was sie ist: eine Akteurin der Bürgergesellschaft. Man kann diesen Bericht gut auch von hinten lesen und

wird rasch auf die wesentlichen Charakteristika der Stiftungsarbeit kommen. Oder man kann mit den Einleitungen der Kapitel beginnen, wenn man sich schnell ein Bild vom Stiftungsprofil machen möchte. Zum Kern der Tätigkeit aber führen die Geschichten und die Fotografien.

Die Geschichten zeigen auch, worum es der Stiftung geht bei allem, was sie sich vornimmt: dass sich letzten Endes das Leben einzelner Menschen, Kinder, Jugendlicher und Erwachsener verändert und erleichtert durch das, was wir tun. Und wenn man fragt, was die Menschen, um die es geht, gemeinsam haben bei offensichtlich großen Unterschieden, dann ist es, dass sie unter irgendeinem für ihr Leben wichtigen Gesichtspunkt ausgegrenzt waren und es ihnen, aus welchen Gründen auch immer, nicht gelungen ist, die Möglichkeiten, die in ihnen stecken, alleine zu verwirklichen.

Nur wenig geändert haben sich in den vergangenen fünf Jahren die vom Kuratorium gesetzten Tätigkeitsfelder.

Die thematischen Schwerpunktbereiche sind:

[Integrationsgesellschaft](#)

[Jugend zwischen Schule und Beruf](#)

[Demokratische Kultur](#)

[Arbeit für psychisch Kranke.](#)

Darüber hinaus haben wir einen methodischen Aspekt unserer Tätigkeit zu einem eigenen Thema gemacht: „[Ein Quadratkilometer Bildung](#)“ nennen wir den Versuch, den sozialräumlichen Ansatz unserer Projektarbeit in ausgewählten Grundschulschulbezirken zu realisieren.

Den Bereich Arbeit für psychisch Kranke hatten wir aufgegeben, aber eine Erbschaft ermöglichte uns, ihn wieder aufzunehmen und mit dem Thema Zuverdienst einen wichtigen Fokus zu finden.

Integrationsgesellschaft heißt das programmatische Stichwort, dem wir die Projekte zuordnen, die früher mit Migration und Integration überschrieben waren. Dahinter steckt die Vorstellung, dass es nicht nur von den Einstellungen der Eingewanderten abhängt, ob sie sich integrieren, sondern ebenso von der Offenheit der Gesellschaft ihnen gegenüber. Es geht darum, Barrieren beiseite zu räumen, die die Wege in die Gesellschaft, zu einem erfolgreichen Schulabschluss und in Arbeit und Beruf versperren oder schwer machen.

Zum Aufbau dieser Barrieren tragen gewiss auch die Einwandernden selbst bei, alle Erfahrungen aber zeigen, dass sie dies weniger tun, wenn die Gesellschaft sie nicht ausgrenzt, sondern ihre Eingliederung will und fördert. Die Schülerinnen und Schüler eines „Lernen durch Engagement“-Projekts haben sich zum Ziel gesetzt, sich für ein „integratives Freiburg“ zu engagieren. Dies ist genau, was die Stiftung tun möchte, an welchen Orten auch immer sie tätig wird.

Wir haben in den vergangenen fünf Jahren einerseits die Zahl der Projekte verringert, die sich ausdrücklich auf Integration und Migration konzentrieren; andererseits gibt es keinen Bereich, der es nicht mit der Aufgabe zu tun hätte, die Gesellschaft integrativer und inklusiver zu machen. Das wird besonders bei den „Quadratkilometern Bildung“ deutlich, denn hier stoßen wir zumeist auf eine große Zahl von Menschen, die Einwanderung als Teil ihrer Familiengeschichte haben. Aber auch in den Bereichen Demokratische Kultur und Übergang zwischen Schule

und Beruf ist die Integration der Kinder und Jugendlichen aus Einwanderer-Familien eine zentrale Aufgabe.

Wir entsprechen mit dieser Veränderung des Begriffs den veränderten Rahmenbedingungen für unser Handeln. Es ist inzwischen eine auch politisch akzeptierte Tatsache, dass Deutschland ein Einwanderungsland geworden ist, in dem ein Drittel aller Bewohner einen Migrationshintergrund hat. In den großen Städten der westdeutschen Länder liegt die Zahl der Schulanfängerinnen und -anfänger aus Familien nicht-deutscher Muttersprache bereits bei über 50 %. Deren schulische und berufliche Integration kann daher keine Aufgabe unter anderen sein, sondern muss ein zentrales Ziel der Gesellschaft werden. Dies ist zwar der breiten Öffentlichkeit noch nicht bewusst, aber wir stoßen nicht mehr, wie noch vor fünf Jahren, auf eine defensive politische Landschaft. Zwei Jahrzehnte war unser Thema Migration/Integration ein Randthema. Das ist es nicht mehr. Die Folgerung daraus ist aber, dass ein Ansatz, der zu erreichen versucht, einzelne Kinder in der Schule besser zu fördern und besser mit dem bestehenden Schulsystem zurecht zu kommen, nicht ausreicht. Die Aufgabe der Zukunft wird es sein, ein System der Förderung zu entwickeln, das den Kindern besser gerecht wird. Man wird also nicht nur *in* den Bildungseinrichtungen arbeiten müssen, sondern auch *an* ihnen.

Zu den strukturellen Veränderungen der Rahmenbedingungen gehört, dass durch die Föderalismusreform ein wichtiger Impulsgeber für die Bildungsreform aufgelöst wurde: die BLK, die „Bund-Länder-Kommission für Bildungsplanung“, die 20 Jahre für fast alle Schule betreffende Initiativen unser wichtigster Projektpartner auf staatlicher Seite war.

Wenn es gelang, die BLK zur Übernahme eines Modellversuchs zu bewegen, dann war man viele Sorgen los: die Zustimmung der Kultusministerien, die Bereitstellung von abgeordneten Lehrkräften, die politische Legitimation und Öffentlichkeitsarbeit auf Bundesebene. Das ist im Prinzip alles auch auf Länderebene zu erreichen. Da es die Entscheidungsstrukturen aber nicht mehr gibt, ist das Handeln sehr viel mühsamer geworden.

Nicht erst durch die Finanzkrise, aber durch sie verstärkt, verändert sich eine weitere Grundlage des Vorgehens der Stiftung. Bis vor zehn Jahren konnte man damit rechnen, dass Ergebnisse erfolgreicher Projekte von staatlichen Stellen aufgenommen und weitergeführt wurden. Wenn man die Kommunen, die Kreise, ein Land als Partner gewann, dann konnte man bei einiger Geschicklichkeit damit rechnen, dass aus den befristeten Projekten dauerhafte, staatlich finanzierte Angebote werden konnten. Das ist nahezu vorbei. Nachhaltigkeit kann man auf diese Weise nur noch in Ausnahmefällen sichern. Das bedeutet aber, dass Mittel für wichtige Veränderungen nahezu ausschließlich in der Form kurzfristiger Projektmittel zur Verfügung stehen: in der EU, auf Bundesebene, in den Ländern und in Stiftungen.

Die Aufgaben, die sich in der Gesellschaft stellen, werden zusehends komplexer und schwieriger und sind, wenn überhaupt, nur langfristig zu lösen; die Finanzierungsmöglichkeiten werden hingegen kurzfristiger und punktueller. Das führt zu einer immer stärker fühlbaren Projektmüdigkeit in den Bereichen, in denen die Stiftung tätig ist. Wie reagiert die Stiftung auf solche Veränderungen von Rahmenbedingungen ihres Handelns?

Um mit einem Satz zu antworten: Wir reduzieren und fokussieren die Projektarbeit, wir fördern langfristiger, wir setzen stärker auf die Partnerschaft mit engagierten Kommunen und bemühen uns zugleich mehr als früher um öffentliche Wahrnehmung und politische Absicherung unserer Initiativen.

Wir reduzieren und fokussieren: Die Stiftung führt langsam die Zahl der Projekte zurück und hebt einige von ihnen stärker hervor, Beispiele für das, was sie in den einzelnen Themenfeldern ihrer Tätigkeit insgesamt bewirken will. Dies ist bereits in dem vorliegenden Bericht zu erkennen.

Wir setzen stärker auf die langfristige Partnerschaft mit engagierten Kommunen: Alle Aufgaben, die die Stiftung bearbeitet, sind komplexer Natur und reagieren auf gesellschaftliche Leiden, die sozusagen nicht mit Pflastern zu versorgen sind: Wenn Jugendliche rechtsextremistisch, gewalttätig werden, in der Schule scheitern und ihren Weg in den Beruf nicht finden, sich diskriminiert und ausgeschlossen fühlen und mit dieser Gesellschaft nichts zu tun haben wollen, dann ist dies Folge einer langen, nicht umstandslos umzukehrenden Fehlentwicklung.

Wenn man etwas ändern will, muss man in der Biografie der Kinder früh anfangen und darf die Förderung nicht nur auf einen Lebensaspekt oder eine Altersstufe begrenzen: hier eine Kinderbetreuung, da eine Nachhilfe. Die Integrationsförderung muss Biografie begleitend angelegt sein. Dafür braucht es die Zusammenarbeit aller, die Verantwortung übernehmen können.

Und das gilt analog für alle komplexen Aufgaben, mit denen die Stiftung sich beschäftigt. Demokratische Kultur fällt nicht vom Himmel, man muss sie erlebt haben, wo man lebt. Und wenn das in der Familie schwer ist, dann mindestens in der Schule. Wer das Gefühl hat, man habe ihn oder sie gehört und gebraucht und man habe sich um ihn oder sie gekümmert, der wird nicht rechtsradikal oder extremistisch und gewalttätig werden. Und wer gefördert und begleitet wird auf dem langen Weg zwischen Kindheit und Beruf, der oder die geht nicht verloren. Was es braucht, ist das Engagement einzelner Menschen und eine Bereitschaft zur Koordination der vielen zersplitterten Zuständigkeiten: Die Bereitschaft, in Verantwortung zu handeln statt in den Bahnen der Verwaltungslogik. Es braucht das Engagement der Bürgergesellschaft und die Kooperation des Bürgermeisters, der Gemeinderäte und der lokalen Verwaltung. Es braucht Demokratiepoltik, Integrationspolitik, Berufsbildungspolitik vor Ort. Das lässt sich nicht alles erreichen, aber viel mehr als die meisten denken. Und deshalb ist die Stiftung bewusst noch lokaler geworden als sie es immer schon war.

Wir fördern langfristiger: Als wir in einem Stadtteil ein auf den unmittelbaren Spielraum von Kindern zielendes Projekt mit dem Titel „Ein Quadratkilometer Bildung“ angeboten haben, da bekamen wir nur müde Gesichter zu sehen. Als wir aber eine zehnjährige Entwicklungspartnerschaft vorgeschlagen haben, wollten es die Angesprochenen zunächst gar nicht glauben. Dann leuchteten die Augen.

Und wir bemühen uns mehr als früher um öffentliche Wahrnehmung und politische Absicherung unserer Initiativen: Man kann zwar lokal viel machen und unter allen Hürden hindurch schlüpfen. Wenn man aber Unter-

stützung und Rückenwind sichern will, dann braucht es Aufmerksamkeit, Legitimation und auch Identifikation anderer. Daher haben wir für die Bildungsförderung von Roma eine „Weinheim Declaration“ geschrieben und dem Roma-Gipfel in Brüssel präsentiert und deshalb engagieren wir uns bei einem hochpolitischen Sachverständigenrat deutscher Stiftungen für Integration und Migration und deshalb haben wir eine kommunale Arbeitsgemeinschaft der Weinheimer Initiative für Bildung und Ausbildung gegründet und freuen uns der Möglichkeiten, die der europaweit ausgeschriebene Civis Medienpreis für Integration und kulturelle Vielfalt vermittelt.

Was bewirken wir mit alledem?

Natürlich ändern wir nicht die Welt und die Strukturen und die Menschen, wie sie nun einmal sind. Es gibt viele Gründe für Bescheidenheit. Aber es gelingt doch immer wieder etwas, was einer unserer Projektleiter einmal „Hoffungsinsel“ nannte: Erlebnisse, Ergebnisse, die Mut machen es weiter zu versuchen und sich weiter zu engagieren. Denjenigen, die dies durch ihre tägliche Arbeit ermöglichen und die uns davon hier berichtet haben, danken wir von Herzen: Für die 25 Jahre, die hinter uns liegen, und wir hoffen auf gute gemeinsame Fahrt in den nächsten 25 Jahren, die vor uns liegen, von Insel zu Insel. Man soll so schon Kontinente gefunden haben.

Integrationsgesellschaft

Auf vier Aspekte konzentrieren wir uns in dem Bereich Integrationsgesellschaft: die sprachliche und schulische Förderung von Kindern, die Einbeziehung ihrer Eltern, die Bildungsförderung von Roma und die Qualitätsentwicklung von Themen der Integration und kulturellen Vielfalt in den Medien.

Auf den folgenden Seiten gehen wir auf vier Projekte ein: Das Programm „Rucksack“ für Kindergarten und Grundschule der regionalen Arbeitsstelle RAA, dessen Weiterentwicklung wir fördern. „Rucksack“ hat folgende Elemente: Am Vormittag lernen die Kinder deutsch und nehmen die Themen und die deutschen Wörter im Rucksack mit nach Hause. Dort sprechen, singen und spielen die Mütter (oder Väter oder auch Großeltern) zum gleichen Thema wie am Vormittag jeden Tag eine halbe Stunde mit ihren Kindern in der Familiensprache. Die Kinder nehmen die neu gelernten Lieder und Spiele zurück in den Kindergarten und präsentieren sie dort stolz. Es gibt vielsprachiges Material für zu Hause. Eine der Mütter, die zweisprachig ist, wird trainiert, mit anderen bei der Vorbereitung zu helfen und bekommt etwas Geld dafür. Einmal in der Woche treffen sich die Mütter im Kindergarten oder in der Grundschule und bereiten sich auf die kommende Woche vor. Das Ergebnis: Die Kinder lernen Deutsch und vieles andere, was sie in der Schule brauchen. Durch die regelmäßige Unterstützung steigt ihr Vertrauen in sich und wächst ihre Motivation. Mit Genugtuung erzählt eine der Mütter der ersten „Rucksack“-Gruppe in Weinheim, von den neun Kindern seien jetzt fünf im Gymnasium und zwei in der Realschule. Aber auch das Leben der Mütter selbst kann sich durch das „Rucksack“-Programm tiefgreifend ändern. Das zeigen die Geschichten zum „Rucksack“ und zur Elternbegleiterinnenkonferenz. Das „Rucksack“-Programm hat sich in den vergangenen Jahren weit in Deutschland verbreitet und erweist sich im-

mer mehr auch als ein Förderprogramm für die Beteiligung von Eltern.

Wenn die Distanz zwischen Elternhaus und Schule groß ist, dann ist die Förderung der Kinder in der Schule behindert. Von allen Gruppen, die wir kennen gelernt haben, ist die Distanz zwischen den Familien der Roma und den Bildungseinrichtungen am größten. Das hat Ursachen, die tief in die Geschichte zurückreichen und die daher nicht leicht zu verändern sind. Wenn es bei dieser Gruppe gelingt, den Graben zu überbrücken, dann kann dies überall gelingen. Auch deswegen beschäftigen wir uns im In- und Ausland mit der Bildungsförderung von Sinti und Roma. Eine Antwort auf das Problem können Roma-Schulmediatorinnen und -mediatoren sein, die mit unserer Unterstützung in der RAA Berlin ausgebildet werden. Wir engagieren uns beim Roma Education Fund, der im Jahr 2005 entstand und in zehn südosteuropäischen Ländern tätig ist. Schon jetzt kann er Erfolg versprechende Wege der Bildungsförderung von Roma zeigen. In Mazedonien fördern wir das Roma Education Centre „Dendo vas“. Dort wird das „Rucksack“-Programm mit Erfolg für Roma erprobt.

Auf den folgenden Seiten wollen wir einen Eindruck vermitteln von den Schulmediatorinnen und -mediatoren und dem Projekt Pakiv, mit dessen Hilfe 40 junge Roma aus Osteuropa ein Training erfahren haben, das ihr Leben verändert hat. Das Netzwerk, das sie gegründet haben, ist uns ein wertvoller Partner bei unseren Bemühungen, die Notwendigkeit und die Möglichkeiten einer Förderung dieser mit 10 Millionen Menschen in Europa größten und am stärksten diskriminierten Minderheit zu ermitteln und öffentlich zu diskutieren.

Der Civis Medienpreis wird jährlich von einer Stiftung gleichen Namens in Europa ausgeschrieben. Es werden ein deutscher und ein europäischer Fernsehpreis, ein europäischer Hörfunkpreis, und der Young Civis für Studenten/Absolventen von Filmhochschulen vergeben. Geplant sind auch ein Internetpreis und einer für Printmedien. Viele Millionen sehen jährlich die Berichte über die Preisverleihung und die Filme selbst. Und dies hat Wirkungen. Zwei Jahre lang hat die civis medienstiftung einen Sonderpreis ausgegeben, „Den Roma eine Stimme geben“. Der Grund dafür war die Feststellung, dass Sinti und Roma medial wenig wahrgenommen werden und wenn, dann waren die Produktionen sachlich oft sehr zweifelhaft. Wir können heute, vier Jahre später, feststellen, dass durch diesen Sonderpreis mehr Autorinnen und Autoren ermutigt wurden, Sendungen über Roma zu produzieren und dass diese in ihrer Qualität gestiegen sind. Es gab bei den Ausschreibungen in den vergangenen Jahren stets mindestens einen Film mit dem Thema Roma, der es bis in den engsten Kreis der nominierten Sendungen geschafft hat.

In einem solchen schwer überschaubaren Feld von Aufgaben braucht man Orientierungshilfen. Diese haben wir bekommen durch den von uns unterstützten Rat für Migration, in dem über 20 Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler zusammen arbeiten. Alle zwei Jahre ist in den vergangenen zehn Jahren ein Migrationsreport erschienen, der für Politik, Verwaltung und Integrationspraxis wichtige Orientierungshilfen gegeben hat. Im vergangenen Jahr haben sich acht große Stiftungen zusammengesetzt, die Freudenberg Stiftung unter ihnen, und einen Sachverständigenrat für Integration und Migration gegründet. Seine Aufgabe ist es, ein Jahresgutachten zu erarbeiten, seine Empfehlungen wer-

den in der Öffentlichkeit wahrgenommen und können politisch nicht überhört werden.

Zum Schluss dieser Einleitung sind die RAA, die Regionalen Arbeitsstellen zu erwähnen, die in verschiedenen Bundesländern unterschiedliche Namen tragen. In den westdeutschen Ländern heißen die meisten „Regionale Arbeitsstellen zur Förderung von Kindern und Jugendlichen aus Zuwandererfamilien“; in den ostdeutschen Ländern heißen sie mit einigen Varianten „Regionale Arbeitsstellen für Integration, Bildung und Demokratie“. Diese RAA in 46 Orten in sieben Bundesländern haben eine Bundesarbeitsgemeinschaft gegründet (BAG).

In fast allen der folgenden Kapitel werden die BAG und einzelne RAA genannt: weil sie die Stiftung zu Projekten angeregt haben oder sie sich haben anregen lassen und weil wir zusammen lokale Projekte umsetzen. Die Stiftung hat die RAA mit initiiert und sie seit Beginn gefördert. Die miteinander geteilten und reflektierten praktischen Erfahrungen in der Partnerschaft mit dem Netz der RAA sind ein großer Reichtum und geben der Stiftung eine privilegierte Position insbesondere im Arbeitsfeld der Integration.

Frau A. erzählt

Kennen Sie die drei Affen - nicht hören, nicht sehen, nicht sprechen? So habe ich mich die ersten Jahre hier in Deutschland gefühlt. Ich konnte zwar hören, sogar gut, aber ich verstand nichts von dem, was ich hörte. Ich konnte zwar sehen, wusste aber nicht, was ich da sehe, und am schlimmsten war, dass ich zwar sprechen, aber mich nicht ausdrücken konnte. Ich habe mich dumm gefühlt.

Ich war hier in Deutschland – eine andere Kultur, eine andere Sprache – aber es gab keine Verbindung zwischen beidem. Kindergarten und Schule waren deutsch; zu Hause war türkisch. „Rucksack“ war die erste Möglichkeit beides zu erleben. Es war das Verbindungsglied.

Bei meinen ersten beiden Kindern habe ich nie genau gewusst, was sie im Kindergarten tun. Ich habe sie gefragt, die Antwort war „spielen“. „Rucksack“ und die Materialien gaben Anhaltspunkte mit dem Kind zu sprechen.

Das „Rucksack“- Material hatte noch einen Effekt. Bei den ersten Kindern war mein Alltag durch Hausarbeit und Kindergartenbesuch strukturiert. Aber ich ging selten auf die Bedürfnisse der Kinder ein. Wenn die Kinder etwas mit mir tun wollten, vertröstete ich sie auf später. Es fehlten mir Anregungen. Durch „Rucksack“ und die Hausaufgaben, die sie bekamen, war es für mich einfacher. Ich hatte konkrete Aufgaben, ich musste mir die Zeit nehmen, egal wie.

Die ersten beiden Kinder machten ihre Hausaufgaben alleine, aber als ich „Rucksack“ anfang, saßen wir zu viert am Küchentisch und wir haben gemeinsam Hausaufgaben gemacht. Die Großen für die Schule und ich mit meinem Jüngsten die Kita-Hausaufgaben. Zwei Jahre lang. Wir unterstützten uns gegenseitig. Wenn ich etwas nicht verstand, halfen mir die Großen, wenn die Mittlere etwas nicht konnte, half ihr Bruder. Früher hat jeder seine Sache allein gemacht.

Wenn mein Jüngster mich fragt: „Was konnte ich als ich vier Jahre alt war?“, dann nehme ich den Ordner und wir stöbern in den Unterlagen, wir lachen und erinnern uns.

Ich bin überzeugt, dass „Rucksack“ großen Einfluss auf das Sprachvermögen meines Kindes hatte. Als er in die Grundschule kam, konnte er schon recht gut deutsch sprechen. Die Lehrerin hat mir gesagt, dass man es merkt; welche Kinder und Mütter in „Rucksack“ sind. Die Kinder sind aufmerksamer, ruhiger, interessierter, vorbereiteter.

Vor „Rucksack“ hatte ich kaum Kontakt außerhalb der Familie oder der türkischen Community. Ich war nur zu Hause und beschäftigt mit Kindern und Haushalt. Erst als ich anfang andere Mütter kennen zu lernen, mich öfters mit deutschen Müttern traf, konnte mein Kind auch Kontakt zu deutschen Kindern knüpfen.

Was mich von anderen Müttern unterscheidet, die in meiner Situation sind und das „Rucksack“-Angebot nicht wahrgenommen haben? In unserer Kultur steht der Mann im Vordergrund – er muss versorgt werden, um ihn muss man sich kümmern. Bei mir war das auch so zu Anfang. Durch „Rucksack“ habe ich erfahren, was Kinder alles brauchen und habe daraufhin die Prioritäten verändert – die Kinder stehen an erster Stelle, mein Mann ist erwachsen, der kann warten.

Morgens, im Kindergarten, auf Deutsch über den Frühling reden und singen. Nachmittags, zu Hause, mit der Mutter auf Türkisch reimen und spielen.



TONY WOLF
TED der Bär
RIESEN
WILDBUCH

Die große Rab schule

| | | |
|---|---------------------------------------|---|
| Wichtig Schnelles Eingreifen, hohe Anwesenheit, Einbindung, Regelmäßigkeit, Zielklarheit, (hohe) Engagement | Überlegen - Zeit sofort tun | Überlegen - Zeit terminieren und delegieren |
| C-Aufgaben Tätigkeiten: Vorarbeiten (Prüfung), Texte | | D-Aufgaben Überlegen: Tüfteln, Versuchen, Konstruieren, Verknüpfen, Einordnen, und Verknüpfen während der Zeit, um Zeit zu sparen |
| Nicht wichtig Überlegen - Zeit Delegieren Störungen vermeiden | | Überlegen - Zeit Papierhandlung |

Elternbegleiterinnen-Konferenz

In Bochum hatten sich europäische Stiftungen getroffen, um über eine stärkere Partizipation von Migrantinnen und Migranten nachzudenken. „Migrant Voices“ hieß das Tagungsthema. Die Veranstalter wollten als Teil des Programms Praxisbesuche anbieten. Die RAA schlug ein Gespräch mit „Rucksack“-Müttern vor. Zu unserer Verblüffung bestand daran kein Interesse. „Wir wollen darüber nachdenken, wie Migrantenselbstorganisationen so gestärkt werden können, dass Diversity Management eine größere Chance bekommt“, war die Antwort.

Unser Einwand war: „Aber die Stimmen der Einwanderer, die am wenigsten öffentlich zu hören sind, das sind doch die der jungen Mütter“. „Ihr „Rucksack“-Programm klingt sehr schön“, war die skeptische Rückfrage, „und es ist sicher nützlich für die Kinder, aber wieso trägt es dazu bei, dass jungen Frauen dadurch Wege in die Gesellschaft eröffnet werden?“

Unsere Antwort war: Eine der „Rucksack“-Mütter in der Gruppe, die besser Deutsch spricht, wird als „Elternbegleiterin“ oder „Stadtteilmutter“ ausgebildet und kann mit ihrer Tätigkeit etwas Geld verdienen. Von hier führt ein Weg über Weiterbildung zur Professionalisierung. Durch die regelmäßig stattfindende „Elternbegleiterinnen“-Konferenz öffentlichkeitswirksam durch eine Rede des verantwortlichen Ministers und ein Presseggespräch sollen ihre Stimmen hörbar gemacht werden.

Eine Programmleiterin erzählt:

Da „Rucksack“ KiTa 2006 ganz neu in Berlin eingeführt wurde, waren die Elternbegleiterinnen zum Zeitpunkt der Tagung noch am Anfang ihrer Karriere. Frau M. ist Mutter von drei Kindern. Die Arbeit als Elternbegleiterin für „Rucksack“ war ihr erster Schritt wieder heraus aus der Fami-

lien- und zurück in die Arbeits-/Außenwelt.

Die Einladung nach Düsseldorf löste große Aufregung aus, so weit weg von zu Hause, das erste Mal ohne die Familie! Unterstützt von ihrem Mann entschied sich Frau M. zur Teilnahme, organisierte die Betreuung ihrer Kinder und fuhr mit der Berliner Gruppe los.

Die gemeinsame Reise – die erste ohne Kinder - brachte die Gruppe zusammen. Der herzliche Empfang, das Interesse so vieler wichtiger Personen aus Stiftungen und Politik an ihren Themen und ihrer Situation summierten sich zu einem Gefühl der Anerkennung und Wertschätzung. Der Austausch in den Workshops brachte neue Anregungen und zeigte aber auch, dass viele Elternbegleiterinnen, auch die „Erfahrenen“, mit ähnlichen Schwierigkeiten zu kämpfen hatten, nämlich der Mobilisierung von Eltern und der Zusammenarbeit mit den Einrichtungen.

Eine der wichtigsten Botschaften aus Düsseldorf war: „Wir sind viele, die sich auf den Weg gemacht haben, die Bedingungen für unsere Kinder zu verbessern!“

Frau M. arbeitet nun seit drei Jahren als Elternbegleiterin in einer deutsch-türkischen Kindertageseinrichtung. Sie ist mittlerweile eine zertifizierte Vorleserin, beruflich für drei Jahre abgesichert und bewirbt sich für die berufsbegleitende Erzieherinnenausbildung.

Elternbegleiterinnen für „Rucksack“ und „Griffbereit“ vermitteln Eltern, wie sie ihre Kinder zu Hause in ihrer Entwicklung fördern können. 150 Elternbegleiterinnen kamen zur ersten Elternbegleiterinnen-Konferenz. Es ging um Heranführung an Erzähl- und Schriftsprache, um Bindung (Eltern-Kind, Erzieherin-Kind) als ersten Bildungsprozess und um Weiterentwicklung der Elterngruppen.



Roma-Schulmediatorinnen und Mediatoren

Herr B. und Frau R., beide seit acht Jahren arbeitslos in Berlin, wussten nicht mehr weiter. Die Abschiebung war eine dauernde Bedrohung. Die letzte Hoffnung lag nun in der Ausbildung zum „Roma-Schulmediator“. Tag für Tag gingen sie zum Deutsch-, Computer- und Kommunikationsunterricht. Vorübergehend hatte die Ausländerbehörde ihre Abschiebung ausgesetzt. Wenn es gelänge, ihren Landsleuten die Angst vor der Schule zu nehmen, dann würden sich vielleicht die Schulen für sie und ihr Bleiberecht einsetzen.

Die Grundschullehrerin Frau K. hatte Fortbildungen über interkulturelle Pädagogik besucht und war sich mit Kolleginnen und Kollegen der Grundschule einig, dass der unterschiedliche kulturelle Hintergrund der Familien ihrer Schülerinnen und Schüler für alle ein großer Gewinn war. Umso mehr ärgerte sich Frau K., dass in ihrer neuen ersten Klasse ihre schwer erarbeitete interkulturelle Kompetenz nichts nützte. Die Roma-Kinder kamen einfach nicht zur Schule, trotz Hausbesuchen mit Hilfe eines serbokroatischen Übersetzers. Die Kinder fehlten am nächsten Tag wieder.

Drei Wochen später sitzt Herr B., der neue Schulmediator, mit Frau K. bei Senads Eltern und erklärt Frau K., warum Senads Mutter Angst hat, wenn die Kinder alleine in die Schule gehen. Wegen der drei kleineren Kinder kann sie nicht mitgehen und sie beschützen, denn Senad kam schon zwei Mal mit einer dicken Beule nach Hause. Noch schlimmer ist allerdings die Vorstellung, dass sie abgeschoben und ohne ihre Kinder ins Flugzeug gesetzt würde. So war es der Nachbarin ergangen. Frau K. freut sich, dass sie und die Eltern heute alles verstehen, da Herr B. übersetzt. Sie versichert Senads Mutter, dass sie ganz besonders auf Senad aufpassen wird.

Herr B. und Frau R. gehen häufig zu Eltern von Roma-Kindern, meist am

gleichen Vormittag, wenn die Kinder wieder einmal nicht in der Schule sind. Ein Höhepunkt war die erste Elternversammlung, auf der Frau R. für die Roma-Eltern übersetzte. Beim Sommerfest konnte Herr B. alle Väter überzeugen, bei den Aufräumarbeiten zu helfen und Senads Vater brutzelte auf seinem Grill herrliche Cevapcici.

Die Roma-Schulmediatorinnen und -mediatoren arbeiten seit über fünf Jahren in der Berliner Wedding-Grundschule und zwei Schulen in der Nähe. 50 der ca. 400 Grundschülerinnen und Grundschüler kommen aus Roma-Familien. Fast alle Kinder gehen genauso regelmäßig zum Unterricht, wie ihre Mitschülerinnen und Mitschüler. Herr B. und Frau R. sowie acht weitere Absolventinnen und Absolventen der Ausbildung haben mit Unterstützung der Schulen eine Aufenthaltserlaubnis bekommen und verdienen nun ihren Lebensunterhalt.

Als im Herbst 2008 die benötigten EU-Mittel für die Stellen nicht genehmigt wurden, kämpften die Schulen gemeinsam bei der Bezirksverwaltung um ihre Roma-Schulmediatorinnen und -mediatoren.

Mit Mitteln der Freudenberg Stiftung werden 2008 und 2009 sechs neue Roma-Schulmediatoren und zehn arabische Kolleginnen und Kollegen ausgebildet, die das Brückenbaukonzept auch auf arabische Familien in schwierigen Lebenslagen ausdehnen sollen. Die „alten“ Roma-Schulmediatorinnen und -mediatoren wirken in der Ausbildung als Mentoren mit.

„Roma-Schulmediatorinnen und -mediatoren“ unterstützen die schulische Integration von Roma-Kindern durch interkulturelle Mediation in Schule, Familie und Kiez. Die Erfolge: die betreuten Schülerinnen und Schüler nehmen regelmäßiger am Unterricht teil und haben ihre Leistungen wesentlich verbessert.



Civis – Europäischer Medienpreis für Integration und kulturelle Vielfalt

Es gab jedes Jahr herausragende Filme und Hörfunksendungen, die sich mit Themen der Migration und Integration beschäftigten und die mit Recht einen Civis-Fernseh- oder Hörfunkpreis bekommen haben; aber Filme, wie wir sie dieses Jahr in den beiden Fernsehjurys gesehen und prämiert haben, waren nicht dabei gewesen.

Nehmen wir den BBC-Spielfilm, der einen ersten Preis bekommen hat: „White Girl“.

Eine weiße Familie, die nach allen Kriterien am unteren Ende der sozialen Schichtung zu verorten ist: Der Vater dealt und zwingt seine Tochter, ihm dabei zu helfen. Er schlägt Mutter und Kinder. Die Mutter trinkt aus Verzweiflung. Ein Frühstück vor der Schule für die Kinder gibt es nie. Die Mutter flieht mit ihren beiden Kinder nach Bradford und findet dort eine Sozialwohnung in einer Nachbarschaft von muslimischen Familien pakistanischer Herkunft. Sie finden eine offensichtlich gute Schule mit einem wunderbaren muslimischen Religionslehrer. Nach aggressivem Trotz befreundet sich die Tochter mit dem pakistanischen Mädchen von nebenan. Sie probiert den Schleier an, besucht den muslimischen Religionsunterricht und fühlt sich wohl. Es kommt zum Konflikt: Die Mutter reißt ihr das Kopftuch herunter, der Vater, der seinen Weg in die Familie zurück gefunden hat, wirft sie aus dem Haus, sie wohnt bei der Freundin. Der Vater beginnt wieder zu dealen und versucht den kleinen Sohn als Helfer zu trainieren. Als er in aller Öffentlichkeit seine Frau schlägt, greift die Nachbarschaft schützend ein. Der Mann geht – mit allen Möbeln –, die Mutter besinnt sich und zum ersten Mal macht sie ihrer zurückgekehrten Tochter und ihrem kleinen Sohn ein Frühstück. Die Tochter hat das Kopftuch abgelegt. Ihre Freundin hat es ohnehin nur getragen, wenn sie in die Moschee gegangen ist.

Die Jury war zunächst gespalten: „Wurde der Film von Saudi-Arabien ge-

zahlt? Ist diese Welt nicht zu heil? Keine Unterdrückung der Frau?“ Aber es ging gar nicht um die islamische Gesellschaft und um das Verhältnis zum Islam. Die BBC denkt über Integration offenbar schon anders nach als wir. Vielleicht so: Der Zusammenhang unserer Gesellschaft wird durch eine wachsende Dynamik sozialer Ausgrenzung gefährdet. Daher ist es eine wichtige gesellschaftspolitische Aufgabe aller derjenigen, die dazu in der Lage sind, die Integrationskraft der Gesellschaft zu stärken, also natürlich auch ihrer muslimischen Teile. Die Botschaft dieses Films ist: Ethnisiert die Aufgabe sozialer Integration nicht! Wir waren uns in der Jury einig: Darüber wird noch viel zu diskutieren sein.

Aus einer ganz anderen Richtung nähert sich der Film „Nächster Halt – das Fremde“ (ZDF) dem Thema. Hier erzählt Taylan, er sollte in der Schule in ein leeres Gesicht etwas hinein malen, aus dem man seine Gedanken ablesen könne. Er habe eine deutsche Fahne gemalt. Die Lehrerin habe ihn daraufhin gefragt, warum er als Türke eine deutsche Fahne male. Seine Antwort „Warum macht sie mich zu einem Türken? Man ist nicht fremd, man wird fremd gemacht.“

Nirgendwo kann man die Entwicklungen der Integrationsgesellschaft, die Veränderungen des Nachdenkens und den Wandel von Einstellungen und Empfindungen so gut verfolgen wie in diesen Jurys. Durch die Civis-Preise können wir auf die Diskussion in der Öffentlichkeit wirkungsvollen Einfluss nehmen. Denn der Civis ist in den vergangenen Jahren ein großer, viel beachteter Preis geworden.

Einmal im Jahr tagen vier Jurys ungefähr 14 Tage lang und sehen und hören rund 600 Filme und Hörfunksendungen, die im vorausgegangenen Jahr in Europa produziert und gesendet wurden.



Pakiv

In der fünften Klasse gab es ironische Bemerkungen und Hänseleien wegen Marians Herkunft als Zigeuner. Schon längst wäre er nicht mehr in die Schule gegangen, wenn nicht seine Mutter immer wieder eindringlich mit ihm gesprochen hätte. Englisch machte Marian am meisten Spaß. Leider hatte er nur dort gute Noten. Es reichte nicht für das Gymnasium. Die Oberschule mit Automechaniker-Lehre war eine Notlösung. Auch hier war Marian der einzige Rom. In der ganzen Stadt waren vielleicht 5 von 500 Oberschülern Roma.

Im Frühjahr 2003 sah er die Ausschreibung für den zweiten Durchgang des „International Leadership and Community Development Training“. Er bewarb sich und wurde als einer von sechs bulgarische Roma unter 120 Konkurrenten ausgewählt. Alle 22 Trainees aus vier Ländern kamen nach Sofia. Auf dem Programm für das Jahr standen: Englisch lernen, Teambildung, Stärken-Schwächen-Analysen, Berichte schreiben, Konflikte bearbeiten, Vereinsgründungen, Betriebswirtschaft, einen Businessplan schreiben. Höhepunkt des Trainings war ein sechswöchiger Aufenthalt am International People's College in Dänemark. Dort kamen hinzu: Projektmanagement, Monitoring, Anträge stellen, Public and Media Relations, Menschenrechte. Das Programm trug den Namen Pakiv, was auf Romanes soviel bedeutet wie „Vertrauen“ und „gute Sitten“. Vielleicht der wichtigste Teil des Kurses aber waren die Gespräche nach und zwischen den Kursen über Fragen ihrer Identität und des Verhältnisses zur Mehrheitsgesellschaft. Sie stellten bei sich selbst ein tiefes Misstrauen und oft zynische, unfruchtbare Abwehr gegen die Gadje (Nicht-Roma) fest. Das wollten sie ändern. Sie wollten, dass Vertrauen und gute Sitten nicht nur ihr Verhältnis untereinander sondern auch zu den Partnerinnen und Partnern der Mehrheitsgesellschaft bestimmen sollten, mit denen sie zusammenarbeiten wollten.

Bei ihrer Rückkehr Ende November bereiteten alle Teilnehmerinnen und Teilnehmer mit Unterstützung ihrer Mentorinnen und Mentoren aus dem ersten Durchgang Berichte vor und konzipierten Projekte für Roma-Siedlungen in ihren Heimatländern.

Für Marian begann ein neues Leben. Er bekam die Chance bei der Stiftung „Creating Effective Grassroot Alternatives“ in Sofia zu arbeiten, die demokratische Entwicklung von benachteiligten Kommunen auf der Basis von lokalen Lösungsplänen fördert. Marian hat dort die Aufgabe lokale Roma-Initiativen zu identifizieren und deren Wachstum zu unterstützen. Seit zwei Jahren studiert er Business Administration, um die von ihm betreuten Roma-Organisationen besser beraten zu können. Vielen Teilnehmerinnen und Teilnehmern des Trainings ging es ähnlich. Fast alle begannen oder beendeten nach dem Training ihr Studium.

Einige gingen als Fachleute in Ministerien und Verwaltungen, zwei schafften es bis zum Staatssekretär und zur Regierungssprecherin.

Etwa 25 der 40 Teilnehmerinnen und Teilnehmer der beiden Durchgänge des Trainings haben sich 2007 zum Pakiv European Network zusammengeschlossen. Marian ist heute dessen Präsident und koordiniert zusammen mit den aktivsten Mitgliedern des Netzwerks die meist mit EU-Mitteln geförderten internationalen Kooperationsprojekte und die jährlichen Fachaustauschtreffen.

Bei einer Podiumsdiskussion in Stuttgart wurde die junge Frau S. gefragt wie sie sich fühle. „Gut“, antwortete sie lächelnd, „bevor ich zu Pakiv kam, war ich nur zu Hause und bin nie aus dem Dorf gekommen. Jetzt sitze ich hier oben und unterhalte mich mit der Bürgermeisterin auf Englisch.“



Übergang zwischen Schule und Beruf

Seit Stiftungsgründung ist die modellhafte Förderung benachteiligter Jugendlicher beim Übergang in den Beruf zur Anregung einer verbesserten lokalen und überregionalen Berufsbildungspolitik ein zentrales Anliegen. 1998 hat das Forum Jugend-Bildung-Arbeit unter Federführung der Freudenberg Stiftung zwanzig Empfehlungen zugunsten pragmatischer Wege aus der damaligen Ausbildungskrise herausgegeben. Getragen von der Überzeugung, dass Jugendprobleme Schlüsselprobleme der Gesellschaft sind und dass es Ausbildungs- und Chancenlosigkeit für junge Menschen in einer entwickelten Gesellschaft nicht geben darf, wurde in dem Memorandum vor über 10 Jahren eingefordert, der öffentlichen Verantwortung für die nachwachsende Generation Priorität einzuräumen. In den vergangenen Jahren folgten öffentliche Benachteiligtenprogramme und privat finanzierte Maßnahmen, um die Chancen junger Menschen auf Ausbildung und Beruf zu verbessern. Das dennoch nach wie vor ungelöste Problem lässt sich durch eine Zahl beschreiben: Es gibt in Deutschland zur Zeit ca. 1,3 Millionen junge Menschen unter 29 Jahren, die keinerlei berufliche Qualifikation erhalten und keinen Weg in die Arbeitswelt gefunden haben. Zu diesen kommen in jedem Jahr Zehntausende hinzu. Es wächst eine junge Generation heran, die durch die Erfahrung und durch das Gefühl der Ausbildungs- und Chancenlosigkeit geprägt ist.

In eigenen Praxisprojekten hat die Freudenberg Stiftung die Erfahrung gemacht, dass eine früh ansetzende Förderung in der Schule und eine individuell fördernde Begleitung und Beratung am Übergang in den Beruf wichtige Voraussetzungen für die Änderung dieses schlechten Zustands sind. Junge Menschen, die ihre Stärken und Interessen kennen und sich in Praktika mit der Arbeitswelt vertraut machen konnten, sind

erfolgreicher beim Eintritt in eine Erwerbsbiografie. Die Stärkung von Eigeninitiative, Unternehmensgeist und Berufsfähigkeit zum verbindlichen Feld schulischen Lernens zu machen, war und ist deshalb zentrales Bemühen der Stiftung in den letzten fünf Jahren. Zugleich ging und geht es darum, die Einmündungschancen für junge Menschen in eine qualifizierte selbständige oder unselbstständige Beschäftigung auszuweiten. Ziel der Stiftung ist es, an ausgewählten Orten durch Praxisprojekte zu zeigen, auf welche Weise Jugendliche mit Berufsstartschwierigkeiten besser gefördert und in die Arbeitswelt integriert werden können. Das gelingt besonders dort, wo sich die Kommune und allen voran das Stadtoberhaupt selbst engagiert und systematisch mit ehrenamtlich tätigen Bürgerinnen und Bürgern in einer lokalen Verantwortungsgemeinschaft an der Verbesserung der Bildungs- und Ausbildungschancen für junge Menschen arbeitet.

2007 hat die Freudenberg Stiftung unter Mitwirkung des Bundesministeriums für Bildung und Forschung die „Weinheimer Initiative“ mit Engagierten aus Stiftungen, Kommunen, Betrieben, Verbänden, Projekten und Initiativen gegründet, die sich für die Stärkung der lokalen Verantwortung für Bildung und Ausbildung einsetzt. Anliegen der „Weinheimer Initiative“ ist es, sich über gute Praxis auszutauschen und voneinander zu lernen sowie Erkenntnisse, die in der Praxis gewonnen werden, auszuwerten und politisch zur Geltung zu bringen. Durch den Aufbau eines unterstützenden, bundesweit agierenden kommunalen Netzwerks kann die Qualitätsentwicklung einer fördernden Praxis nachhaltig gesichert werden. Gute Praxis muss sich daran messen lassen, ob dadurch mehr Jugendliche individuelle Unterstützung zur Entwicklung einer verlässlichen Berufsperspektive erhalten und aussichtsreiche Schritte in die Ar-

beitswelt und das Erwachsenenleben unternehmen können.

Die Freudenberg Stiftung arbeitet weiterhin in Weinheim sowie in Hoyerswerda zusammen mit der Kommune. Unterstützt vom Bundesbildungsministerium wird der Aufbau einer Biografie begleitenden Förderung, die Jugendliche „fit für's Leben“ und fit für den Beruf macht, entwickelt. In Weinheim begleiten Ehrenamtliche junge Menschen auf ihren nicht immer gradlinigen Wegen. In ausgewählten Schulen helfen Übergangslotsen, die Fähigkeiten der Schülerinnen und Schüler mit vorhandenen Berufswegen abzugleichen und Mut für die Arbeitswelt zu machen. In einer Berufsintegrationskommission unter Leitung des Oberbürgermeisters verpflichten sich alle, die für Bildung und Ausbildung vor Ort Verantwortung tragen, sich einer Wirkungsüberprüfung zu stellen, um noch effektiver junge Menschen fördern und fordern zu können. In Hoyerswerda werden Jugendliche frühzeitig trainiert, das Beste aus ihren Fähigkeiten zu machen, obwohl die Chancen auf Ausbildung und Beruf vor Ort in der Stadt mit der höchsten Abwanderungsrate Deutschlands nicht hoch sind. Schülerfirmen, Berufswahlpass und schulische Berufsorientierungsmanager helfen dabei. Ein Fachbeirat „Fit für's Leben“ denkt darüber nach, wie das lokale Bildungssystem noch verbessert werden kann. In Mannheim steht die Förderung von Eigeninitiative durch Jugendfirmen im Vordergrund. Und künftig soll bereits in der Grundschule Eigeninitiative von Kindern erprobt und erfahrbar gemacht werden. Zugleich werden Unternehmen von Migrantinnen und Migranten dabei begleitet, jungen Menschen eine qualifizierte Ausbildung zu bieten. An der zweiten Schwelle nach der Ausbildung werden junge Erwachsene beraten, die sich mit einem eigenen, anfangs zumeist kleinen Unternehmen selbständig machen wollen. Gerade angesichts der ökonomischen Krise, deren Folgen auf die Konsum- und Beschäftigungs-

entwicklung derzeit noch nicht absehbar sind, zielen alle Projekte bei jungen Menschen auf die Vermittlung von Schlüsselkompetenzen für eine selbständige Lebensgestaltung und Selbstvertrauen in die eigenen Fähigkeiten, Krisen konstruktiv zu bewältigen.

„Ich weiß, dass ich Leute an meiner Seite habe“

Als Pate im Weinheimer Unterstützerkreis (WUB) habe ich Hannes in der BVJ Klasse vor zwei Jahren kennen gelernt. Er galt als schwieriger Schüler, fehlte oft unentschuldig, war er da, störte er laufend den Unterricht. Er hatte keinen Hauptschulabschluss und die Chancen, ihn noch zu bekommen, waren zunächst eher gering.

Hannes ist in einem problembeladenen sozialen Umfeld aufgewachsen. Er kam wiederholt mit dem Gesetz in Konflikt. Bei einer Gerichtsverhandlung erlebte ich ihn als aggressiven Wiederholungstäter. Zuletzt wurde er wegen gemeinsamer schwerer Körperverletzung und Eigentumsdelikt verurteilt. Sein Schlüsselerlebnis war dann allerdings eine Jugendarreststrafe. Als ich ihn dort abholte, hat er mir und sich selbst geschworen: Nie wieder Knast!

Danach übernahm ich in Verbindung mit Job Central (Regionale Jugendagentur zur Beratung und Begleitung von Jugendlichen zwischen Schule und Beruf) eine konzertierte "Intensiv-Betreuung", unterstützt durch eine Sozialhelferin für die Familie. Eine Änderung wurde im Laufe der zweiten Schuljahreshälfte erkennbar, Hannes' schulische Leistungen verbesserten sich, nachdem er sich u. a. von einigen Klassenkameraden gelöst hatte. Ein Höhepunkt seiner positiven Entwicklung waren für ihn der "WUB Outdoor-Erlebnistag" (u. a. Klettergarten, Orientierungsmarsch im Gelände). Hannes wurde als bester Teilnehmer gelobt. Erfolg, Anerkennung und Lob haben seither seine Lern- und Leistungsbereitschaft deutlich gesteigert.

Nach drei erfolglosen Praktikumsversuchen (Metall, Holz, Kfz) sowie sieben Bewerbungen hatte ich mit Hannes beschlossen, dass er bei der Bundeswehr einen zweijährigen Wehrdienst ableisten solle. Hannes sagte: „Da werde ich vom Knaben zum Mann“. Test und Musterung verliefen erfolgreich. Parallel dazu absolvierte er ein Praktikum als Gebäude-

reiniger, währenddessen er durch Zuverlässigkeit und Leistungsbereitschaft bereits positiv auffiel.

Als Belohnung für seine guten schulischen Leistungen gab es einen Erlebnistag mit seinem Paten auf einer Gokart Bahn in Mannheim. Ein echtes Highlight.

Mit einem Hauptschulabschlusszeugnis von 3,1 ist es uns gemeinsam gelungen, bei einer Firma in der Region für Hannes einen Ausbildungsplatz als Gebäudereiniger zu finden. Das Unternehmen ist bisher mit seinen Leistungen sehr zufrieden. Beim Blockunterricht in der Berufsschule erzielt er gute Noten. Jetzt bereitet er sich auf die Führerscheinprüfung vor. Die Kontakte mit Hannes, seiner Mutter und seinen Geschwistern haben inzwischen ein gutes Vertrauensverhältnis entstehen lassen. Sein nächstes Hauptziel ist, nach seiner Abschlussprüfung mehr Geld als seine ältere Schwester zu verdienen. Hannes hat mir in einer sehr persönlichen Email seinen Dank für meine Unterstützung zum Ausdruck gebracht, über die ich mich sehr gefreut habe.

Hier ein kleiner Auszug:

Hallo erstmal, ...ich weiß es sehr zu schätzen, dass ich Leute an meiner Seite habe, die mich moralisch ein wenig unterstützen. Sollte ich irgendwann mal Erfolg im Beruf und im Leben haben (viel Geld), bekommt jeder ein Lohn von mir. Bei mir läuft soweit eigentlich alles sehr ordentlich und diszipliniert, das habe ich aber nur den Leuten zu verdanken, die die ganze Zeit an meiner Seite waren und an mich geglaubt haben, die mich auf den richtigen Weg hin begleitet haben. ...wie gesagt, die Arbeit macht mir immer noch sehr Spaß & ich freue mich schon sehr auf die Schule. Wenn ich Hilfe brauche, melde ich mich. Ich gehe nun ins Bett, muss morgen wieder raus.

Ig Hannes

Der Weinheimer Unterstützerkreis Berufsstart (WUB) unterstützt Jugendliche beim Übergang in den Beruf durch individuelle Beratung und praktische Projekte wie z.B. die künstlerische Umgestaltung der Bahnstufentafel.



Der junge Artist

Der Wettbewerb um die beste Schülerfirmenidee an der Johannes-Kepler-Hauptschule in Mannheim wurde in der 8. Klasse vorgestellt. Marcel Gries, sofort begeistert von dieser Idee, meldete sich mit seinem Freund an. So spontan zu reagieren passt zu seinem lebhaften Temperament: immer in Bewegung, immer auf der Suche nach Beschäftigung. Am liebsten ist ihm das Jonglieren und das Üben von kleinen Zauberkunststücken. In der Klasse hatte er es nicht leicht: Einerseits empfanden es manche Lehrkräfte schwierig, Marcel zur Beteiligung und Konzentration im Unterricht zu bewegen, andererseits hatte er nicht sehr viele Freunde – die meisten anderen Jungs interessierten sich eher für Fußball oder Mädchen, nicht für Jonglieren.

Er selbst beschäftigt sich häufig mit seinen jüngeren Geschwistern und deren Freunden. Dabei ist ihm aufgefallen, dass es im Stadtteil für diese Zielgruppe keinerlei Wochenendangebote gab. In den Workshops für den Wettbewerb konkretisierte sich Marcells Idee, sonntagsvormittags Feste für Kinder aus dem Stadtteil anzubieten. Die Begeisterung, die er für diese Idee „KidsWorld“ an den Tag legte, wurde deutlich. Er verfolgte seine Idee zielstrebig und überwiegend alleine. Sein Freund beteiligte sich zwar, aber mit geringerem Enthusiasmus.

Marcel konnte trotz seiner Unruhe konzentriert an den Workshops mitarbeiten. Für die Ausarbeitung einer Konzeption war er sogar bereit, über die Workshops hinaus Energie in sein Projekt zu stecken. Er entwickelte immer wieder neue Inhalte und Kreationen zur Verbesserung seiner Geschäftsidee.

Bei der Abschlusspräsentation vor der Jury aus Wirtschaftsfachleuten gewann seine Idee „KidsWorld“ mit der Präsentation seiner Jonglier-

kunst den zweiten Platz. Die Klassenlehrerin, die Rektorin aber auch Marcel selbst waren überrascht. Und schnell wurde klar: Marcel wollte seine Idee umsetzen. Das Maß an Energie, über die er verfügte, konnte er nun in bester Weise einsetzen. Dabei machte er die Erfahrung, dass er Anerkennung und positive Rückmeldung bekam. Der erste Auftrag – ein Kinderfest mit 20 Kindern im Alter von vier bis sieben Jahren – im Juni 2007 auf dem Sportplatz der Johannes-Kepler-Ganztagshauptschule war ein voller Erfolg. Marcel erwies sich als sehr geschickt und aufmerksam im Umgang mit Kindern: Dabei hatte er nicht nur sichtlich Freude daran, sie zum Spielen anzuregen sondern auch Talent gezeigt, ein Programm zu gestalten: Er hatte die zeitlichen Abläufe festgesetzt, ein Gewinnspiel initiiert und trat selbst als Jongleur auf. Alle Kinder waren beschäftigt; Marcel hatte immer ein Gespür dafür, wann sie eine (neue) Beschäftigung brauchten und konnte bei Bedarf einfach was „aus dem Hut zaubern“.

Endlich konnte er sein Bedürfnis, immer in Bewegung zu sein, voll und ganz befriedigen. Die Kinder, die Rektorin und Lehrerin waren begeistert von seinem Engagement und Durchhaltevermögen. Marcel war am Ende der Veranstaltung zwar erschöpft, aber glücklich und sehr zufrieden mit sich und seinem Fest.

ProFi Mannheim veranstaltet Jugendfirmenwettbewerbe, bei denen Teams aus 14- bis 16-jährigen Schülerinnen und Schülern aus benachteiligten Stadtteilen ihre eigene Geschäftsidee entwickeln, präsentieren und umsetzen lernen.



„Zurück zum Anfang!“

Als ich im August 1996 als Fünfzehnjährige mit meinen Eltern aus Griechenland nach Ludwigshafen kam, besuchte ich hier die letzten zwei Jahre des griechischen Lyzeums. Vom Fach Deutsch war ich aufgrund der fehlenden Vorkenntnisse befreit. Ich schloss diese Schule mit Bestehen des griechischen Abiturs ab. Danach besuchte ich an der Abendakademie Mannheim die 9. Klasse der Abendhauptschule um die deutsche Sprache zu lernen.

Mittlerweile war ich 18 Jahre alt und auf der Suche nach einem Beruf. Ich hatte keine Kenntnisse über das Berufsausbildungssystem in Deutschland, hatte wenig Ahnung über die verschiedenen Berufe und wusste nicht, wie und wo ich mich bewerben sollte.

Beim Gang durch Mannheims Quadrate entdeckte ich – zunächst eher zufällig – das ikubiz (Interkulturelles Bildungszentrum Mannheim). An den Schaufenstern der Beratungsstelle fiel mir ein griechischer Name auf. Dort könnten sie mir vielleicht helfen, so hoffte ich. Also ging ich hinein und wurde direkt an den Ausbildungsverbund verwiesen. Obwohl sich meine Hoffnung auf eine Beratung in griechischer Sprache nicht erfüllte, ging ich zwei Stunden später zufrieden nach Hause. Das ikubiz informierte mich über das duale Berufsausbildungssystem und zeigte mir die Möglichkeit einer Ausbildung zur Bürokauffrau auf.

Beim nächsten Besuch erstellten wir gemeinsam eine Bewerbungsmappe. Außerdem wurden mir Adressen von Betrieben genannt, die Auszubildende für den Bürobereich suchten. Zufällig suchte auch eine griechische Firma eine Auszubildende und ich wurde dorthin empfohlen. Zwei Wochen später hatte ich einen Ausbildungsvertrag als Bürokauffrau bei einer Firma im Nutzfahrzeughandel in der Tasche. Während

der Ausbildung – unter den Fittichen des ikubiz-Ausbildungsverbundes – erhielt ich wöchentlichen Fachunterricht, erfuhr Unterstützung bei der Berichtsheftführung und Prüfungsvorbereitung und nahm an Seminaren teil. Diese Begleitung war sehr wichtig und hilfreich für mich und so konnte ich nach drei Jahren die Ausbildung erfolgreich abschließen. Mittlerweile hatte sich auch mein Deutsch stark verbessert.

Aus privaten Gründen ging ich dann nach Frankfurt und habe dort als Bürokauffrau in einer internationalen LKW-Niederlassung gearbeitet. Nach vier Jahren kehrte ich zurück nach Mannheim und mir wurde von meinem ehemaligen Ausbildungsbetrieb eine gute Stelle angeboten. Das ikubiz hat mich nicht nur während der Ausbildung unterstützt, sondern ermöglichte mir Weiterbildungsmaßnahmen. Ich besuchte den Ausbilderkurs des ikubiz und legte im Frühjahr 2007 die Ausbilderprüfung bei der IHK Rhein-Neckar ab. Danach habe ich einen Lexware-Buchhaltungskurs besucht und erfolgreich abgeschlossen.

Im Februar 2009 habe ich einen neuen Arbeitsplatz beim ikubiz Ausbildungsverbund gefunden. Da ich die Arbeit vom ikubiz sehr schätze, will ich die Hilfe, die ich selbst bekommen habe, an andere Jugendliche weitergeben.

Der Ausbildungsverbund des ikubiz Mannheim ist ein Netzwerk von Migrantenunternehmen, Kammern, Schulen, Agentur für Arbeit und Kommune. Derzeit werden 190 Auszubildende und ihre Ausbildungsbetriebe in der Metropolregion Rhein-Neckar begleitet.



ÖGER TOURS

Türkei

ab € 278,-

ÖGER TOURS

Türkei

ab € 278,-

2008 Sommer
ÖGER TOURS

„Ich weiß jetzt, dass ich es schaffe!“

So nervös war ich noch nie! Na klar werde ich es schaffen, den Berufsinformationstag, den wir von der Schüleragentur organisiert haben, zu eröffnen und die vielen Gäste herzlich zu begrüßen. Es wird prima klappen, schließlich haben wir alle die Veranstaltung gut vorbereitet. In meine ganze Nervosität mischt sich eine gehörige Portion Wehmut. Diese Veranstaltung ist die letzte, die ich als Mitarbeiterin der „Schüleragentur zur beruflichen Frühorientierung“ mit organisiert habe.

Es ist über drei Jahre her, seit ich meine Tätigkeit in der Schülerfirma angefangen habe. Damals war ich in der 7. Klasse, als ich mich auf den Weg ins Léon-Foucault-Gymnasium Hoyerswerda machte, in die Arbeitsräume der Schüleragentur. Ich als Schülerin der Schule zur Lernförderung gehe ins Gymnasium! Das war damals schon ein eigenartiges Gefühl. Da war gleich Frau W., unsere Koordinatorin. Sie hat mich den anderen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern der Schüleragentur vorgestellt – ich hätte damals viel zu viel Angst gehabt, vor fremden Jugendlichen zu sprechen. Aber ich wurde von den anderen sehr freundlich ins Team aufgenommen. Meinen Arbeitsvertrag habe ich auch gleich bekommen.

Es stand die Auswertung der Berufswunschumfrage und die Ausbildungsmesse an. Unglaublich, was da an Vorbereitungen passiert: Einladungen schreiben, Telefongespräche mit Unternehmen führen, den Saal der Sparkasse organisieren und für die Messe vorbereiten, Pressemitteilungen verfassen, die Schulen informieren und einladen usw. Am Anfang war die Arbeit am Computer für mich der absolute Horror. Ich kannte keine Programme und im Tippen war ich eine Niete. Aber das ist das Schöne in unserem Team: Wir helfen uns gegenseitig. Und so lern-

te ich am PC arbeiten. Inzwischen kann ich bei einer Bewerbung auch „PC-Kenntnisse“ angeben.

Mein anderes großes Problem war das Sprechen vor einer Gruppe. Die anderen haben mir aber sehr schnell das Gefühl gegeben, dass sie mir zuhören und dass das, was ich sage, wichtig ist. Meine erste Mutprobe war dann der Besuch von Herrn B., einem Vorstandsmitglied von Vattenfall. Herr B. kam zu uns in die Schüleragentur und wollte direkt erfahren, was wir arbeiten. Ich glaube, dass ich die ganze Zeit mit hochrotem Kopf dastand, aber ich habe von meinen Aufgaben erzählt, und ich fand selbst, dass ich mich ganz gut ausgedrückt habe. Herr B. war wohl von uns allen ganz begeistert, denn er sagte zum Abschied: „Wenn ich das höre, glaube ich, dass ihr so fit seid, dass ich euch alle direkt als Azubis einstellen würde!“ So eine Rückmeldung hatten wir nicht erwartet!

Und jetzt stehe ich hier im Treppenhaus meiner Schule zur Lernförderung und eröffne gleich den Berufsinfotag – meine letzte Aktion als Mitarbeiterin der Schüleragentur. Ich habe inzwischen einen richtigen Ausbildungsplatz als Arzthelferin in Dresden bekommen. Bestimmt wird es erst einmal schwer werden. Eine neue Stadt, ein neues Team, schwierige Aufgaben. Aber dass ich mich durchbeißen und erfolgreich sein kann, habe ich gelernt und bewiesen.

In der Schülerberufsagentur Hoyerswerda unterstützen Jugendliche aus drei Schulen Gleichaltrige und Jüngere durch Azubigespräche, durch Organisation des Schul- und Berufsinformationstages oder Betriebsbesuche bei ihrer Berufswahl.

„Meine zweite Familie“

Bevor ich zur Bürgerstiftung Tuzla kam, war ich ein einfaches Mädchen, ohne eigene Meinung über die Welt. Die Welt zu ändern habe ich anderen überlassen. Dann hat sich eine große Veränderung in meinem Leben ergeben. Zufällig bin ich zur Jugendbank Tuzla gestoßen. Beim ersten Treffen lernte ich eine unglaubliche Person kennen, jemanden, der mir ein Vorbild wurde. Alle jungen Leute wirkten sehr fröhlich und voller Energie, so wollte ich auch werden. Beim ersten gemeinsamen Training lernten wir im Team zu arbeiten. Für mich war es etwas Neues. Ich erlebte, dass ich etwas bewirken kann und hatte neue Freunde und neue Ideen gewonnen. Ich war sehr stolz darauf ein Teil des Teams zu sein.

Als ich im ersten Zyklus der Jugendbank gemeinsam mit meinem Team wichtige Entscheidungen treffen musste, darüber, welche Projekte genehmigt und welche abgelehnt werden, habe ich zum ersten Mal gespürt, dass ich für etwas Großes verantwortlich bin.

Das eine Jahr Mitgliedschaft in der Jugendbank war für uns wunderschön. Wir alle wollten danach gerne weiterhin als Freiwillige arbeiten. Unser Koordinator hat uns vorgeschlagen, Jugendleiter zu werden. Auch ich wollte gerne mitmachen. In unseren Treffen und Trainingssitzungen lernten wir viel Neues über Rollen und Methoden.

Als ich meinen ersten Workshop im Einführungstraining in die Grundlagen der Jugendbank leitete, befürchtete ich, es nicht zu schaffen, die Aufmerksamkeit der Teilnehmenden zu fesseln. Ich erlebte, dass ich das, was ich gelernt hatte, weitergeben konnte und es gab keinen Grund Angst zu haben zu versagen.

Mit der Zeit wurden alle wie meine zweite Familie, die Teammitglieder, unser Koordinator, die Mitarbeiterinnen der Stiftung. In den anderen Leitern habe ich wirkliche Freunde gefunden, mit denen ich alles teile und mit denen ich frohe und traurige Momente in meinem Leben verbringe. In den Mitarbeiterinnen der Stiftung habe ich Vorbilder gefunden. Ich kann sie immer um Rat fragen, wenn ich ein Problem habe.

Heute bin ich kein einfaches Mädchen mehr, sondern eine junge Frau, die die Welt verändern will, die eine eigene Meinung über die Welt um sie herum hat und eine erfolgreiche Leiterin ist. Neben meinen Eltern habe ich eine weitere Familie gefunden, die mir hilft mich stark und stolz zu fühlen.

Die Jugendbank Tuzla ist ein Projekt der Bürgerstiftung Tuzla. Jugendliche aus einkommensarmen Familien entscheiden über die Mittelvergabe aus einem kleinen Fonds zugunsten lokaler Jugendprojekte, deren Umsetzung sie selbst begleiten.



Demokratische Kultur in Schule und Gemeinde

Seit 2003 ist die Förderung von demokratischer Orientierung und entsprechenden Verhaltensweisen bei Kindern, Jugendlichen und bei den sie umgebenden Erwachsenen ein eigener Schwerpunktbereich der Freudenberg Stiftung. Dieser Bereich hat zwei miteinander verbundene Ziele. Es geht einerseits darum, das Lernen demokratischer Kultur in Kindergarten, Schule und Lebenswelt anzuregen und zu unterstützen; andererseits wollen wir Strategien entwickeln, wie auf Gefährdungen demokratischer Kultur z. B. durch Rechtsextremismus und Antisemitismus zu antworten ist. Ziel ist dabei die Stärkung einer lokalen und überregionalen Demokratiepolitik. Sie soll zur Sicherung einer demokratischen Kultur, dem Lernen demokratischer Werte und dem Üben demokratischen Handelns durch beispielhafte Gemeinschaftsaktionen von Staat, Kommune, Wissenschaft und Zivilgesellschaft beitragen.

Wie können Haltungen, Kenntnisse und Fähigkeiten zu demokratischem Handeln frühzeitig und fortlaufend erfahren und gelernt werden? Wie können Heranwachsende die moralischen, sozialen und kompetenzbezogenen Voraussetzungen für Demokratie als Lebens- und Gesellschaftsform erwerben?

Gemeinsam mit der Bernard van Leer Stiftung hat die Freudenberg Stiftung in Eberswalde/Brandenburg erprobt, wie Erzieherinnen und Eltern anregende Lernumgebungen bieten können, in denen Kindergartenkinder sich gehört, wertgeschätzt, zugehörig, in ihren Kompetenzen gefördert und ihren Schwierigkeiten gesehen fühlen. In Bernsdorf/Sachsen machen Grundschul Kinder im Projekt „Kinderrechte“ die Erfahrung, wie ihre Stimme im Gemeinderat gehört wird, wenn es um den Ausbau eines Spielgeländes in ihrem Wohnumfeld geht. So genannte Peer Lea-

ders in Hoyerswerda führen an Schulen Projekte für Gleichaltrige durch, bei denen es ums Eingreifen gegen abwertende Äußerungen in Schule und Schulumfeld geht. All diese Ansätze zur Demokratieerziehung sind in einem 2009 gemeinsam mit dem Europarat und europäischen Stiftungen herausgegebenen Praxishandbuch versammelt.

Das anspruchsvollste Programm der Freudenberg Stiftung ist „Lernen durch Engagement – Service Learning“. Es verbindet erfahrungsorientiertes Lernen von Schülerinnen und Schülern oder Studentinnen und Studenten mit der Lösung konkreter gesellschaftlicher Probleme im Umfeld von Schule oder Universität.

Achtklässler beschäftigen sich in Biologie mit Ökosystemen und legen einen Naturlehrpfad mit Infotafeln zum lokalen Ökosystem an – denn ein brach liegendes Wiesenstück drohte zur Müllkippe zu werden. Ein Leistungskurs Musik beschäftigt sich mit „Musiktherapie“ und musiziert regelmäßig mit den behinderten Menschen eines Wohnheims – denn die wenigsten Behinderten haben Kontakt zu Nichtbehinderten außerhalb des Wohnheims. Oder: Studierende der Betriebswirtschaft erstellen einen Businessplan für ein benachbartes Obdachlosenheim. In Lehrveranstaltungen werden sie mit Managementmethoden von Non-Profit-Organisationen vertraut gemacht. In Projekten zum „Lernen durch Engagement“ machen junge Menschen die Erfahrung, dass ihr Wissen und ihr Engagement gebraucht wird; sie spüren, dass sie selbst einen Beitrag zur Lösung von Problemen leisten können. Voraussetzung für die Verfestigung der für ein Engagement notwendigen Kompetenzen ist, dass Vorbereitung, Begleitung und Auswertung des praktischen Problemlösens in Unterricht oder Lehre auf Qualitätsstandards beruhen: Es handelt sich um echte Aufgaben aus der Gemeinde, das Programm ist

Bestandteil von Unterricht oder Lehre und es gibt eine qualifizierte Reflexion der gemachten Erfahrungen. Inzwischen sind etwa 60 Schulen und ihre Partner aus der Gemeinde in einem bundesweiten Netzwerk zusammengeschlossen. Sie werden durch eine von der Freudenberg Stiftung getragene Geschäftsstelle, durch Materialentwicklung, Fortbildung, Beratung und Vernetzung in ihrer Qualitätsentwicklung unterstützt. Ausgehend von der Universität Mannheim – die mit dem „Rosalynn und Jimmy Carter Preis“ ausgezeichnet wurde – haben inzwischen weitere Universitäten „Service-Learning“ als didaktische Methode aufgegriffen und ein Hochschulnetzwerk gegründet.

Wie verändern sich demokratiefeindliche Einstellungsmuster im Zeitverlauf und womit hängen sie zusammen? Wie kann Demokratie dort, wo sie bedroht ist, wirksam verteidigt und geschützt werden? Wie sieht gelebter Verfassungsschutz im Alltag aus, wie kann er ermutigt und begünstigt werden?

Vorreiterin in der Entwicklung und Stärkung lokaler Initiativen gegen Rechtsextremismus, Antisemitismus und Rassismus ist die von der Freudenberg Stiftung mit ins Leben gerufene Amadeu Antonio Stiftung. Zur wissenschaftlichen Klärung dieser Fragen arbeitet die Freudenberg Stiftung mit dem Forschungsverbund „Gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit“ am Institut für Konflikt- und Gewaltforschung der Universität Bielefeld zusammen. Ziel des Dialogs zwischen Wissenschaft und Praxis ist es herauszufinden, was getan werden kann und bereits getan wird, um Ideologien der Ungleichwertigkeit und Gewaltbereitschaft wirkungsvoll zurückzudrängen. „Living Equality“ nennt sich ein daraus entstandener Zusammenschluss von Wissenschaftlerinnen und Wissen-

schaftlern sowie Praktikern, die auf Anregung der Amadeu Antonio Stiftung praktische Projekte in Schule und Gemeinde konzipieren, durchführen und evaluieren.

Beteiligt ist auch das Zentrum Demokratische Kultur in Pretzien/Sachsen-Anhalt. Dort haben sich Verantwortungsträger zusammengeschlossen, um sich in ihrer Gemeinde verstärkt gegen die Ausbreitung demokratiefeindlicher Bestrebungen zu engagieren, nachdem bei einem Dorffest das Tagebuch von Anne Frank und eine amerikanische Flagge verbrannt worden waren. Lageberichte, Informationsveranstaltungen, professionelle Beratung und Begleitung vor Ort unterstützen die Bemühungen um eine Eindämmung neonazistischer Umtriebe. Zugleich bietet das Zentrum Demokratische Kultur über die Begleitung vergleichbarer lokaler Entwicklungsprozesse in ostdeutschen Kommunen hinaus Aussteigerinnen und Aussteigern aus extremistischen Gruppen sowie deren Familien Unterstützung beim Aufbau einer neuen Lebensperspektive, Schutz vor Verfolgung und Raum zur Auseinandersetzung mit den begangenen Taten.

Halil entwickelt Ehrgeiz

Halil befürchtete Schlimmes im neuen Schuljahr, denn der Lehrplan für Deutsch sah dieses Jahr besonders langweilig aus: Personenbeschreibungen, Abläufe schildern, betontes Vorlesen. Im nächsten Fach wurde es noch schlimmer. In Arbeitslehre sollte es in diesem Schuljahr um soziale Einrichtungen und Berufe gehen. Für Halil hörte sich das alles einfach nur langweilig an. Und dann sollten Halil und die anderen Jugendlichen sich noch in sozialen Einrichtungen engagieren. Das klang verdächtig nach zusätzlicher Arbeit. Und nach Mädchenkram, denn was macht ein echter Kerl im Altenheim oder im Kindergarten?

Halil ging also widerwillig in den Kindergarten, doch die Kinder dort bekamen schnell leuchtende Augen, denn Halil berichtete, dass er gerne Fußball spielt. Genau das fehlt hier, fanden auch die Erzieherinnen - eine männliche Bezugsperson, die mit den Kindern Sport macht und tobt. Also ging Halil ab sofort einmal die Woche dort hin und stand mit seinem Fußball plötzlich im Mittelpunkt. Die Kinder waren begeistert, er war 'der Große', die Kids hörten auf ihn und rissen sich darum, mit ihm zu kicken. Halil fühlte sich gut. So viel Spaß hat ihm Schule lange nicht gemacht – für die Kinder da sein, sich engagieren, das kommt Halil sinnvoll vor. Er berichtete davon in der nächsten Arbeitslehre-Stunde. In Deutsch fiel ihm die Personenbeschreibung einer Person so leicht wie noch nie, er schrieb einfach über eine Erzieherin, die er bei seinem Engagement kennen gelernt hatte.

Die Schule schien plötzlich ein wenig Freude zu machen, doch der Alltag hatte Halil schnell wieder eingeholt: Für den Rest der Stunden stand nämlich „Vorlesen“ auf dem Lehrplan. Halil fand es langweilig, vor allem weil er nur sehr schlecht vorlesen konnte. Die langweilige Deutschstun-

de sorgte aber wenigstens dafür, dass sich Halil wieder auf den Besuch in der Kita freute. Doch dort schien es jetzt auch schlimmer zu werden: Die Kinder fragten ihn, ob er ihnen diesmal etwas vorlesen könne! Und wie Kinder eben so sind: sie ließen nicht locker. Also sprang Halil über seinen eigenen Schatten und griff zu einem der herumliegenden Kinderbücher. Und als er merkte, dass die Kinder umso ruhiger waren und ihm besser zuhörten, je besser er las, war er ein bisschen froh, dass sie in der Schule geübt hatten. Und er entwickelte einen Ehrgeiz: er wollte jetzt endlich lernen, betont und flüssig zu lesen.

Lernen durch Engagement – Service Learning ist eine Unterrichtsmethode, die gesellschaftliches Engagement von Schülerinnen und Schülern mit fachlichem Lernen verbindet.



„Wir wollten das Problem an der Wurzel packen!“

Als im August 2007 mehrere indische Textilverkäufer von einem rassistischen Mob durch die sächsische Kleinstadt Müggeln gehetzt und teilweise erheblich verletzt wurden, war für Herrn F. und Herrn T., beide Referendare am Schulzentrum Blumenthal in Bremen, das Maß voll. Sie wollten gegen den zunehmenden Rassismus etwas tun, denn auch sie hatten ähnliche Einstellungen unter den Jugendlichen beobachtet. „Wir wollten das Problem an der Wurzel packen“. Was würde es bringen, wenn sich Schülerinnen und Schüler mit Rassismus auseinandersetzen, gleichzeitig aber andere Formen der Diskriminierung nicht wahrnehmen? Z. B. Antisemitismus? Die Idee für ein neues Schulprojekt in Bremen war geboren.

Studien zur „Gruppenbezogenen Menschenfeindlichkeit“ belegen, dass gerade diejenigen Menschen anfällig für feindselige Mentalitäten sind, die selbst zu wenig Anerkennung erfahren. Der Schlüssel zu einer erfolgreichen Bekämpfung von „Gruppenbezogener Menschenfeindlichkeit“ heißt also Anerkennung und Menschenrechtsbildung.

Leider sucht man in deutschen Lehrplänen entsprechende Projekte bislang vergeblich. Umso wichtiger, dass Einzelne hier die Initiative ergreifen – so auch die Teilnehmerinnen und Teilnehmer der Politik-Grundkurse in Blumenthal. Die Jugendlichen entschieden sich für eine Ausstellung, die sie eigenständig konzipieren wollten. So interviewten sie beispielsweise Muslime und Juden, um mehr über deren Lebensumstände in Deutschland zu erfahren. Großes Interesse zeigten die Jugendlichen auch für die Menschen, die sich gegen Rassismus engagieren. Im Laufe des Projektes entstand so nicht nur eine Ausstellung, sondern auch ein selbst gedrehter Film. Auch dem Thema Homosexualität

stellten sich die Schülerinnen und Schüler – für viele vor Projektbeginn ein absolutes Tabu. Doch die Abwertung aufgrund der sexuellen Orientierung wollten die Kursleiter nicht übergehen. Jetzt können die Schülerinnen und Schüler auch über Lesben und Schwule reden, ohne dabei rot zu werden.

Hat das Projekt dauerhaft etwas bewirkt bei den Jugendlichen? „Auf jeden Fall“, antwortet Herr T. „Die gemeinsame Auseinandersetzung mit Diskriminierung hat sich positiv auf das Unterrichtsklima ausgewirkt.“ Die Schülerinnen und Schüler hätten ein stärkeres politisches Bewusstsein und eine größere Sensibilität für die verschiedenen Formen der Diskriminierung entwickelt. Neben den Schülerinnen und Schülern hat sich auch die ganze Schule geändert. Es werden in ihrer Umgebung Probleme wahrgenommen, die vorher nicht gesehen wurden. Die AG „Politik-Geschichte“ hat mit Hilfe der Förderung aus dem Projektnetzwerk „Living Equality“ ein Stadtteilprojekt gegen Rassismus ins Leben gerufen. Jetzt gehen die Schülerinnen und Schüler des Oberstufenzentrums Bremen-Blumenthal in die Kindergärten der Umgebung und erzählen, diskutieren und lesen Geschichten zum Thema Fremdenfeindlichkeit und Ausgrenzung vor und bringen ein selbst geschriebenes Theaterstück zum Thema auf die Bühne ihrer Schule. Die Anwohner sind herzlich eingeladen.

Das Netzwerk „Living Equality“ hat sich das Ziel gesetzt, alle Formen der Diskriminierung gleichermaßen auf die Agenda zu setzen und durch praktische Projekte, die sich gegen „Gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit“ richten, in Schule und Gemeinde aufklärend zu wirken.

1. Fixpunkt - Die Formen
des Syndroms

Das Projekt GMF

- existiert seit 5 Jahren
- Leitung unter Prof. Wilhelm Heitmeyer
- am Institut für Interdisziplinäre Konflikt- und Gewaltforschung

Bielefeld
Einstellungen der Bundesregierung
über sozialen Gruppen
Ursachen für ihre Einstellungen
werden untersucht

Zum Begriff Gruppen- bezogene Menschenfeindlichkeit

- Abwertung von Outgroups
- große Spanne von betroffenen Gruppen z.B. wie Obdachlose
- Feindschaftsverhalten zu spezifischen Gruppen

Stoß gegen Normen
homosexuelle
Vorurteile gegen verschiedene
Gruppen sind eng miteinander

Arbeitet die Bedeutung
der Begriffe »Gruppe« und
»Vorurteile« für die GMF aus
dem Text heraus.

Gruppe

Unter dem Begriff
»Gruppe« versteht
man, auf die GMF
bezogen, z.B. alle
Behinderten, Juden,
Moslems und
Obdachlosen.



Tanja, Marrit und ihre Brüder

Marrit wächst mit Hakenkreuz auf und Thorhammer. Sie ist das zweite Kind. Nach und nach bekommt sie vier Brüder, Kinder für die „Rasse“. Sie robbt durch den Wald nach den Kommandos der „Heimattreuen Deutschen Jugend“. Sie ist eine Nazielevin: Die „Artgemeinschaft – Germanische Glaubens-Gemeinschaft wesensgemäßer Lebensgestaltung“ wartet auf sie. Sie kennt Udo Pastörs, Jürgen Rieger und andere Nazi-größen. Die Oma ist Nazi und der Stiefopa ein verurteilter Holocaust-leugner mit Geld und Einfluss. Marrit darf nicht bei McDonalds essen oder Jeans tragen. Sie muss für die „germanische Sache und das Reich“ lügen und sich in der Schule verstellen. Es gibt Auseinandersetzungen mit Migrantenkinder. Schon als Kind ist sie in Mecklenburg in eine „national befreite Zone“ eingebaut. Zu Hause erträgt sie die Gewaltausbrüche des politkriminellen Stiefvaters, der die Mutter, sie und ihre Brüder schlägt.

Marrit will die Mutter und die Brüder schützen, drängt ihre Mutter das Nazileben aufzugeben. Die Mutter Tanja hat zwanzig Jahre ihres Lebens und ihre Kinder dem „Reich“ und der „Sache“ fanatisch hingegeben. Doch sie ist noch offen zur Außenwelt. Sie merkt nach und nach, dass das Leben an ihr und den Kindern vorbeigeht, merkt, dass ihre Weltanschauung nicht funktioniert, die Naziszene nichts mit erhoffter Menschlichkeit und Gerechtigkeit zu tun hat. Sie will heraus und den Kindern ein anderes Leben geben.

Der Ausstieg funktioniert jedoch nicht, mehrere Jahre arbeitet sie daran. Die staatlichen Stellen lachen sie aus, selber schuld sagen sie, wärst du doch nicht Nazi geworden, du hast doch den Obernazi geheiratet, sieh' selbst zu, sagen sie. Nur einige helfen, nämlich die, die mit den Begriffen Menschlichkeit, Freiheit und Würde etwas anfangen können. Es helfen jene, die verstanden haben, dass es um ein politisches Exempel

geht. In Dresden, mit den Kindern gefährdet, von staatlichen Stellen enttäuscht, spricht sie mit EXIT.

Jetzt geht die Sache voran. Doch es ist nicht leicht, aus der Sackgasse herauszukommen. Die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter von EXIT gehen systematisch an die Sache heran. Es gibt eine Flucht durch die Bundesländer auf der Suche nach Sicherheit und Ruhe – ohne Erfolg. Namensänderung, Kampf vor Gericht um die Rechte, Entführung des geistig behinderten Sohnes. Das sind nur einige Stationen, die Tanja, Marrit und ihre Brüder durchleben.

Heute, drei Jahre nach der ersten Flucht, gibt es noch kein Ende. Ohne EXIT-Deutschland hätte sie es nicht bis hierher geschafft, sagt Tanja. EXIT ist zuverlässig und versteht sein „Handwerk“, sagt sie. Dank sagt sie auch der Katholischen Kirche, der ihre Soziallehre nicht nur von den Lippen kommt. Politiker waren viele in den Fall einbezogen, ohne wirkliche Hilfe zu schaffen. Tanja geht über EXIT-Deutschland an die Öffentlichkeit, warnt, rüttelt auf, Jauch, Maischberger, stern, Spiegel sind einige der Stationen. Dass im Jahr 2009 die „Heimattreue Deutsche Jugend“ verboten wird, ist auch ihr Verdienst. Wenn engagierte Menschen ihr zur Seite stehen, gibt es eine Zukunft.

EXIT-Deutschland ist eine Initiative der Gesellschaft Demokratische Kultur Berlin, die Aussteigende aus extremistischen Szenen und ihre Familien begleitet und unterstützt.

Praktisches Wachsen eines theoretischen Modells im Weinheimer Hermannshof

Seit 2003 pilgert eine bunte Mischung von Zeitgenossinnen und -genossen einmal jährlich über den Kies zum Hermannshof. Steinig ist der Weg zur Denkbewegung. Seitdem reden die Mitglieder des Bielefelder Wissenschaftsprojektes „Gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit“ mit bundesweit verstreuten Fachleuten aus der Praxis in den Weinheimer Gesprächen. Wir versuchen aufeinander zu und gemeinsam in die „richtige Richtung“ zu gehen. Das geht aber nur in millimeterweiten Schritten, und die Denkbewegungen nutzen den Freiraum der Stiftung.

Biotope und Soziotope

Der Hermannshof kultiviert außen prächtige harmonische Biotope und innen treffen störrische Soziotope aufeinander. Theorie und Praxis sind zunächst zwei unterschiedliche Denk- und Handlungssysteme, die eigene Logiken und vor allem eigene Belohnungsweisen aufweisen. Die Logik von Wissenschaft ist vor allem auf Erklärungen von Problemen getrimmt. Die der Praxis auf der Lösung meist handfester Probleme, zumal in einem Projekt zur „Gruppenbezogenen Menschenfeindlichkeit“. Auch die Belohnungsweisen für die wissenschaftlichen wie praktizierenden Akteure sind verschieden. Die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler werden anerkannt, wenn ihre theoretischen und empirischen Aussagen auf viele Fälle zutreffen. Die Praktikerinnen und Praktiker werden dagegen dafür belohnt, dass sie den Einzelfall lösen bzw. die Voraussetzungen dafür schaffen. Diese systembedingten Unterschiede lassen sich nicht einfach mit „gutem Willen“ überwinden. Zwei Soziotope kann man nicht einfach verpflanzen und verschmelzen.

Kreuzungen und Richtungswege

Der Park enthält vielfältige Kreuzungen. Im Inneren des Soziotopes gibt es nur eine Kreuzung und die kann nur in einer Richtung begangen werden. Denn allen systembedingten Gegensätzen zum Trotz gibt es auch eine wechselseitige Angewiesenheit. Der Leitsatz des Feldtheoretikers Kurt Lewin, „dass nichts so praktisch ist, wie eine gute Theorie“, beleuchtet die eine Seite. Die andere lässt sich anschließen: „Nichts hilft Wissenschaft so sehr bei der Forschungsfokussierung wie Praxis mit ihrer Kenntnis der Problemlagen.“

Pflanzen und Ideen

Die Botanik des Hermannshofes ist atemberaubend vielfältig. Die Projektlandschaft nicht weniger. Wechselseitige Perspektivenübernahmen sind also vonnöten und zeigen Effekte. Die Grundideen und Ergebnisse des wissenschaftlichen Projekts zur „Gruppenbezogenen Menschenfeindlichkeit“ pflanzen sich in zahlreichen Institutionen fort, Verbände ändern ihre Aktivitätsrichtungen, sozialpädagogische Projekte erweitern ihre Aufmerksamkeiten, ein Netzwerk „Living Equality“ entsteht usw. Aus der Perspektive von Praxis ändert sich das Verhalten. Das Insistieren auf genaue Bestimmungen, die Suche nach belastbaren Annahmen und konkreten Operationalisierungen theoretischer Kategorien erhöht den Druck auf die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler. Im Erklärungsansatz für „Gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit“ spielt soziale Desintegration und in deren Gefolge der Anerkennungsverlust eine wichtige Rolle. Aber was ist dann eine Neue Kultur der Anerkennung zur Vermeidung von Abwertung schwacher Gruppen? Nicht enden wollende Fragen, immer neue Anläufe. Jahr für Jahr – mit millimeterweisem Bodengewinn im botanischen Kleinod Hermannshof.

Früchte und Modelle

Die Natur wuchert wild draußen, innen muss modellhaft zurechtgeschnitten werden. Und so ist über die Jahre hinweg praktisch ein theoretisches Modell gewachsen, das Handeln anleiten kann und die Sicht auf die komplexen Ursachen und Wirkungen der Menschenfeindlichkeit erleichtert. Wir haben ein Reproduktionsmodell entwickelt, das gleichermaßen die Aufmerksamkeit auf theoretisch abgeleitete relevante Faktoren der Reproduktion „Gruppenbezogener Menschenfeindlichkeit“ lenkt, die zur wissenschaftlichen Erklärung anstehen und die relevanten praktischen Eingriffspunkte markiert. An diesem wissenschaftlich wie praktisch handlungsleitenden Modell haben trotz der unterschiedlichen Logiken und Belohnungssysteme inzwischen zahlreiche Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler sowie Praktikerinnen und Praktiker gearbeitet.

Die Suche nach neuen Wegen, sinnvollen Erklärungen und Gegengiften ist noch nicht zu Ende. Die Gespräche im Denkraum des Parks gehen vielleicht weiter. Und so, wie es im Hermannshof in jedem Jahr neu wächst, weil sich alles auf verlässlichem Boden fortentwickelt, treffen wir dann möglicherweise alte wie neue Kolleginnen und Kollegen und führen die Weinheimer Gespräche fort. Bis zu den nächsten Schritten und Denkbewegungen.

Zusammen mit der Volkswagen- und der Möllgaard-Stiftung fördert die Freudenberg Stiftung die Langzeitstudie zu „Gruppenbezogener Menschenfeindlichkeit“ und einen jährlich stattfindenden Wissenschaft-Praxis-Dialog, um sich über wirksame Praxisansätze zur Stärkung demokratischer Kultur zu vergewissern.

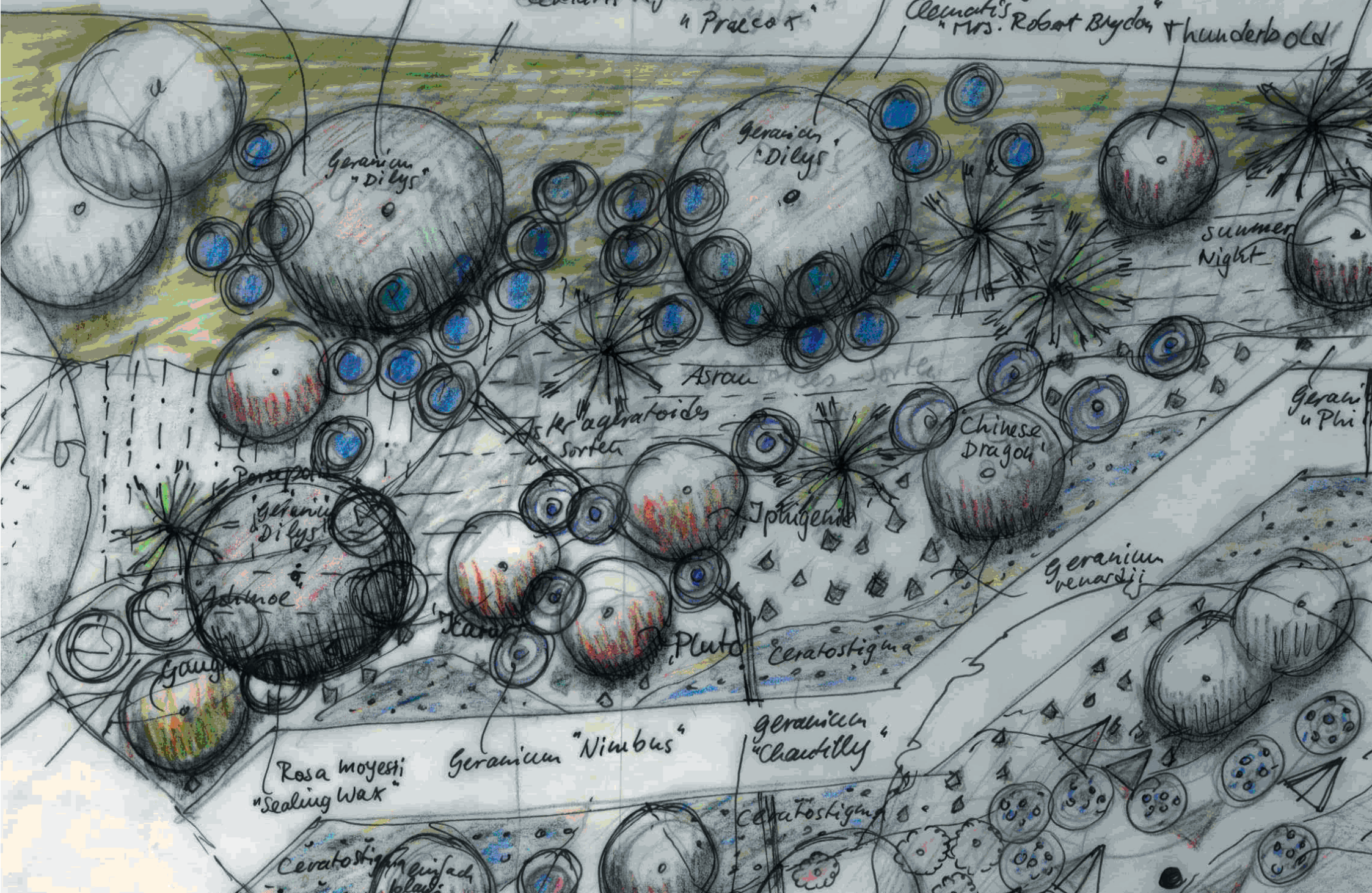
Dilys als Unterpflanzung

Rosa moyesii

Rosa moyesii "Sealing Wax" Highdownensis

Clematis x jordaniana "Præcox"

Clematis "Mrs. Robert Brydon" Thunderbolt



Geranium "Dilys"

Geranium "Dilys"

Summer Night

Asrau - verschiedene Sorten

Aster agrarioides in Sorten

Chinese Dragon

Geranium Phi

Persepol

Geranium "Dilys"

Iphigenie

Geranium venardii

Adriano

Kara

Pluto

Ceratostigma

Gauguin

Rosa moyesii "Sealing Wax"

Geranium "Nimbus"

Geranium "Chautilly"

Ceratostigma einfach blau

Ceratostigma

„Zivilcourage ist kein Abenteuer“

Ich erinnere mich noch genau daran, wie verloren und entmutigt ich mir vorkam, weil die an unserer Schule gegründete „Initiativgruppe gegen Rechtsextremismus und Gewalt“ wenig Unterstützung fand und wegen ihrer unkoordinierten Arbeitsweise wenig Erfolge zeigte. Vermutlich hätte ich weiter darüber sinniert, wäre mir nicht vorgeschlagen worden, an einem „Peer Leadership Training für demokratische Bildung und interkulturelle Kompetenz“ teilzunehmen.

Ich denke, dass ich anfänglich kein klar definiertes Ziel vor Augen hatte. Als Fernziel sah ich zwar eine sozial gerechte, demokratisch organisierte Gesellschaft, doch der Weg dorthin und der Grad, in dem ich dazu beitragen könnte, war undeutlich. Ganz zu Anfang des „Peer Leadership Trainings“ war ich nicht in der Lage, mein Wissen anzuwenden. In dieser Phase war es vor allem wichtig für uns als Gruppe an unserer Schule gemeinsame Ziele und Erwartungen zu definieren und in diesem Prozess begleitet und beraten zu werden.

Ich denke, dass ich vor allem, was die Methodik betrifft, mit der man Probleme thematisieren, Strategien für Konflikte anbieten und Menschen für Ungerechtigkeiten sensibilisieren kann, unglaublich viel gelernt habe. Dieses methodische Wissen ist es, worauf unsere jetzige Arbeit und deren zunehmender Erfolg basiert. Im Verlauf der Ausbildung musste ich mein eigenes eingeschränktes Blickfeld korrigieren bzw. erweitern, denn ich musste lernen, meine Wahrnehmung kritisch zu hinterfragen, andere Perspektiven zu erforschen, entscheidende Nuancen zu erkennen und damit die Arbeit anderer zu schätzen. Erst dann konnte ich aus dem Erfahrungsaustausch wirklich viel gewinnen, für mein Dasein als Peer Leader und für mich als Mensch.

Ich will hervorheben, dass ich einen persönlichen Entwicklungsprozess auch und vor allem als Teil einer Gruppe erlebt habe. Das Training hat

uns die Grundlagen dafür gegeben, ein funktionsfähiges, effektives Team zu werden, denn der individuelle Entwicklungsprozess war für jeden von uns ein Weg, den wir gemeinsam als Gruppe an unserer Schule gegangen sind. Deswegen war die Ausbildung auch für den organisatorischen Bereich unseres Engagements von großer Bedeutung, weil wir so ein gemeinsames Verständnis der Konfliktfelder unserer Umgebung entwickelt, unsere Ziele genau definiert und darauf geachtet haben, dass sie realistisch sind.

Im letzten Jahr habe ich mir Folgendes in meinem Kalender notiert: „Zivilcourage im Alltag zu leben, bedeutet die Entwicklung von Ichstärke und Selbstbewusstsein, um kommunizieren zu können, um eigene Vorurteile erkennen und bearbeiten zu können, aber auch um am politischen Geschehen so teilzuhaben, dass ein Engagement in Richtung Partizipation möglich wird. Dazu gehört die Bereitschaft, ein Risiko einzugehen, etwas zu wagen, und das beharrlich und ausdauernd. Zivilcourage ist kein Abenteuer, sondern eine Geisteshaltung im Alltag.“ Eine solche Zivilcourage möchte ich gemeinsam mit den anderen Peer Leaders leben und unterstützen.

Peer Leaders sind Jugendliche, die in Gruppen Gleichaltriger bereit sind, Führungsverantwortung zu übernehmen und andere Jugendliche bei der Gestaltung von Projekten und Aktionen einzubinden. Jugendliche lernen am besten von Jugendlichen, die ihre Sprache sprechen und in ihren Augen glaubwürdiger sind als Erwachsene. Im Peer Leadership Training geht es darum, Methoden und Übungen zu erproben, um Debatten, Beratungen und Projekte mit Gleichaltrigen durchzuführen.



Arbeit für psychisch Kranke, Eva Freudenberg Fonds

Der Bereich Arbeit für psychisch Kranke ist der kleinste im Programm der Freudenberg Stiftung. Wir haben ihn vor über 20 Jahren aufgenommen, weil bei der Rehabilitation für psychisch Kranke eine Sackgasse entstanden war, um deren Umgehung sich schon Dr. Rudolf Freudenberg in den 1940er Jahren in England bemüht hatte. Wer einmal in psychiatrischer Behandlung war, hatte eigentlich nur die schlechte Alternative zwischen Dauerarbeitslosigkeit und Verrentung mit der Möglichkeit einer Arbeit in einer Werkstatt für Behinderte. Zusammen mit der neugegründeten Fachberatung für Arbeits- und Firmenprojekte (FAF) bemühte sich die Stiftung als dritten Weg um den Aufbau von Selbsthilfefirmen - heute Integrationsfirmen genannt - und deren Förderfähigkeit durch öffentliche Mittel. Dies ist gelungen. Heute sind die Integrationsfirmen ein akzeptierter Teil des Angebots für psychisch Kranke und im Sozialgesetzbuch festgeschrieben.

Das Kuratorium glaubte zunächst diesen Programmbereich aufgeben zu können. Es zeigte sich aber, dass jetzt durch die notwendige bürokratische Ordnung eine neue Falle entstanden ist. Psychisch Kranke müssen mindestens drei Stunden wöchentlich arbeiten können, um in einer der Integrationsfirmen angestellt zu werden. Wenn aber jemand ein paar Wochen nicht arbeiten kann, dann nur zwei Stunden, dann vielleicht acht Stunden, und dann wieder nur eine Stunde? Die Integrationsfirmen waren erfunden worden, um die strikte Alternative ganz arbeitsfähig, halb arbeitsfähig, gar nicht arbeitsfähig zu überwinden, weil ja das Auf und Ab gerade ein Merkmal psychischer Erkrankung ist. Jetzt begann sich auf unterem Niveau die gleiche Struktur bei der eigenen flexiblen Antwort auf die Starrheit des Systems zu entwickeln. Einige Integrationsfirmen bemühen sich daher unter dem Stichwort Zuverdienstarbeit, um ei-

ne neue flexible Antwort auf die Bedürfnisse psychisch Kranker. Deshalb unterstützt die Stiftung sie gemeinsam mit der FAF und der Bundesarbeitsgemeinschaft Integrationsfirmen (BAG IF). Dies wurde möglich durch eine Erbschaft von Dr. Eva Freudenberg. In den vergangenen fünf Jahren haben wir ein Handbuch gefördert, in dem geschildert wird, was alles durch Kliniken und die Beratungseinrichtungen geschehen könnte und sollte, damit Patientinnen und Patienten nach einem Psychiatrieaufenthalt ihre Arbeitsfähigkeit wieder gewinnen und in den Arbeitsmarkt integriert werden können. Zurzeit bemüht sich die Bundesarbeitsgemeinschaft Integrationsfirmen um eine systematische Erfassung guter Praxis von Zuverdienstmöglichkeiten mit dem Ziel, dadurch für alle gangbare Wege zu erkunden, diese breit bekannt zu machen und zu einer Legalisierung beizutragen. Bei zwei wichtigen Trägern, dem Weißenseer Integration Behinderter e. V. (WIB) in Berlin und der Initiative zur Förderung von Arbeitsplätzen für psychisch Kranke (ifa) in Heidelberg und Weinheim, versuchen wir, unmittelbare Erfahrungen mit Notwendigkeiten und Möglichkeiten des Zuverdiensts zu sammeln.

Die Bewegung der Integrationsfirmen lebt von der Kreativität und dem Mut der Trägereinrichtungen. Um die Bewegung der Integrationsfirmen lebendig zu halten und Entwicklungsmöglichkeiten auch in schwierigen Zeiten zu erkunden und bekannt zu machen, haben wir gemeinsam mit der Bundesarbeitsgemeinschaft Integrationsfirmen den Rudolf-Freudenberg-Preis geschaffen. Von diesem Preis und von persönlichen Erfahrungen zwischen Krankheit und Arbeit wird auf den folgenden Seiten berichtet.

von Ande~~x~~en

92



Herr S.

Herr S. ist ein junger Mann, der im „Waschhaus und mehr“ regelmäßig und verbindlich seiner Zuverlässigkeit nachgeht. Außerdem hat er Wünsche und Vorstellungen für seine Zukunft.

Es begann in der frühen Jugend, fast noch in der Pubertät, mit einer depressiven Erkrankung, die jedoch nicht als solche erkannt wurde. Von da an begleitet ihn die Krankheit durch sein Leben. Herr S. machte die Mittlere Reife und fing eine Ausbildung zum Bauzeichner an. Er konnte sie nicht zu Ende bringen, da er wieder erkrankte. Er jobbte auf dem Bau und konnte dort eine Ausbildung zum Zimmermann machen. Er machte einen Abschluss. Wieder holte ihn die Depression ein. So ging es weiter – Depressionen und Job – immer im Wechsel. Da fasste Herr S. für sich einen neuen Entschluss: Weg aus seiner Umgebung und bewusste Auseinandersetzung mit seiner Krankheit.

Herr S. ging nach Berlin und erlebte hier für sich zum ersten Mal Hilfe und Unterstützung durch eine soziale Einrichtung. Er meldete sich beim Jobcenter, versuchte, wieder ein geregeltes Leben zu führen, nahm verschiedenste Hilfen in Anspruch und merkte, wie gut es ist, dass es Institutionen gibt, die für seine Belange offen sind. Trotzdem wagte er es nicht, dem Jobcenter mitzuteilen, dass er eine psychische Erkrankung hat. Er bekam aber eine Qualifizierungsmaßnahme im Restaurationsbereich, wurde wieder krank, jobbte als Kellner. Und wieder holte ihn seine Erkrankung ein.

Darüber, dass er in Berlin eine Verhaltenstherapie begonnen hatte, kam er zu einer Kontakt- und Beratungsstelle für Menschen mit psychischen Erkrankungen. Dort erfuhr er vom WIB e. V. Und so kam er ins Wasch-

haus, arbeitete zur Probe und ist hier inzwischen seit über zwei Jahren durchschnittlich 12 Stunden in der Woche tätig. Er fand das im Waschhaus, was er für sein Leben brauchte: eine sich ständig wiederholende Struktur, die ihn nicht überforderte und ihm Halt gab. Anfang 2009 geriet er durch die Trennung von seiner Freundin wiederum in eine akute Krise, die durch seine Therapie, aber auch durch Unterstützung bei WIB e. V. abgefedert werden konnte.

Im Laufe der Zeit konnte sich Herr S. wieder gedanklich darauf einlassen, Pläne zu machen ohne etwas zu überstürzen. Er nahm auf privater Basis eine Fortbildung zum Fitness- und Ernährungsberater auf. Herr S. ist bei der geringen Stundenzahl im Waschhaus in der Lage, etwas für seinen beruflichen Werdegang zu tun, ohne sich zu überfordern. Er hat Zeit und Kraft, um weiter zu lernen. Das gibt ihm Hoffnung. Trotzdem weiß er, dass er jederzeit wieder abstürzen kann, aber nicht mehr so tief fallen wird – denn er hat immer noch das Waschhaus.

Herr S. konnte inzwischen in Erfahrung bringen, dass er möglicherweise eine Umschulung über die Agentur für Arbeit erhalten kann – zum Sport- und Fitnesskaufmann. Er hat bereits einige Tests durchlaufen und hofft nun auf ein positives Ergebnis. Sein Traum ist es, mit diesen beiden Standbeinen (Sport und Waschhaus) eines Tages sein Berufsleben gestalten zu können.

Der Weißenseer Integration Behindertener e. V. fördert die soziale Integration behinderter und sozial benachteiligter Menschen durch Beratung, Beschäftigung und Arbeit im Verbund von Projekten und Firmen.



Frau M.

Frau M., 40 Jahre, wohnt in einem kleinen Dorf im Odenwald. Sie hat einen Hauptschulabschluss, jedoch keine abgeschlossene Berufsausbildung. Frau M. ist geschieden und lebt allein. Mit 30 Jahren erkrankte sie erstmals an einer paranoiden Psychose. In den Folgejahren erkrankte sie immer wieder. 2004 verlor Frau M. aufgrund ihrer Erkrankung ihre Arbeitsstelle als Verpackerin. Darauf folgen immer wiederkehrende Krankheitsphasen, die geprägt waren durch Wahn- und Verfolgungsideen. Aufgrund ihrer starken Medikamentierung ist Frau M. nur beschränkt belastungsfähig, auch hat sie an Gewicht zugenommen, so dass sie sich auch aufgrund ihres Erscheinungsbildes abgelehnt fühlt. Frau M. kam durch die Vermittlung einer Mitarbeiterin einer Tagesklinik zur ifa und arbeitete im Rahmen eines Arbeitstrainings in unserem Secondhandgeschäft mit. Frau M. war glücklich, wieder eine sinnvolle Arbeit gefunden zu haben und stürzte sich mit viel Elan und Begeisterung in die Arbeit. Mit zuviel Elan: Frau M. „vergaß“ die Medikamente und erkrankte erneut, wurde in die Psychiatrie eingewiesen und nach mehrmonatigem Krankenhausaufenthalt in die ambulante Betreuung in eine Tagesklinik entlassen. Doch während in der Vergangenheit diese Krankheitsschübe zu einem „Bruch“ führten (Frau M. wollte häufig keinen Kontakt mehr zu Arbeitsstellen, da sie sich für die Erkrankung schämte), war es diesmal anders: wir boten Frau M. einen Arbeitsvertrag über eine geringfügige Beschäftigung an. Bedingung war allerdings, dass Frau M. durch einen örtlichen Betreuungsverein, mit dem wir eng zusammenarbeiten, betreut wird. Frau M. arbeitet nun wieder bei uns im Laden: zwei Tage in der Woche jeweils drei Stunden. Sie ist im Rahmen dieser Tätigkeit sozialversichert und hat ein Anrecht auf Urlaub. Sie ist ruhiger geworden, manchmal schweigsam und in sich gekehrt. Doch sie hat noch keinen Tag gefehlt. Die Tätigkeit gibt ihr Struktur und Sinn. Sie ist seit ihrer erneuten

Beschäftigung nicht mehr erkrankt. Doch wenn sie wieder erkranken würde, so wüsste sie, dass sie nach ihrer Genesung an ihren Arbeitsplatz zurückkehren könnte.

Die Ifa, Initiative zur Förderung von Arbeitsplätzen für psychisch Kranke, bietet Qualifizierung, Ausbildung, Beschäftigung und Zuverdienstmöglichkeiten u. a. in Secondhandgeschäften und Möbelmärkten, bei Maler-, Lackierer- und Raumausstattungsarbeiten, Abbrucharbeiten, Demontage, Entkernung und Entsorgung, im Umzugs- und Transportunternehmen.



Rudolf-Freudenberg-Preis

Der vor fünf Jahren zum ersten Mal von der Stiftung ausgelobte Rudolf-Freudenberg-Preis für Innovationen im Bereich der Integrationsfirmen ist mit 5000 € dotiert. Er ermuntert die sozialen Unternehmen, sich mit neuen Ideen an die Öffentlichkeit zu wagen, und sorgt dafür, dass die prämierten Firmen ihre Modelle anderen sozialen Unternehmen zur Verfügung stellen. „Die Ziele des Wettbewerbs werden somit erreicht, darüber sind wir sehr froh“, erklärt der Vorsitzende der Bundesarbeitsgemeinschaft Integrationsfirmen e.V. (BAG-IF), die den Wettbewerb organisiert.

Der Preis erinnert an den Sozialpsychiater Dr. Rudolf Freudenberg, der in der Zeit des Nationalsozialismus nach England emigrieren musste und dort den Grundstein für eine arbeitsorientierte Reform der Psychiatrie legte. Sein Schüler Dr. Douglas Bennett (Moudsley Universität, London) setzte das Werk fort. Bei ihm gingen in der Zeit der Psychiatriereform viele Fachleute aus Westdeutschland in die Lehre. Bennett und seine Schülerinnen und Schüler gaben der Umsetzung der Psychiatrie-Enquete wichtige Impulse.

Typisch für die positiven Wirkungen des Rudolf-Freudenberg-Preises ist z. B. das Echo in der Ruhrgebietsstadt Gelsenkirchen, die seit Jahrzehnten an überdurchschnittlicher Arbeitslosigkeit leidet. Hier wurde 2008 die Firma „TAF – Team für alle Fälle – gGmbH“ als Modell dafür gegründet, wie ein Wohlfahrtsverband – die Caritas – Dienstleistungen so bündeln kann, dass daraus reguläre Arbeitsplätze für psychisch eingeschränkte oder anderweitig behinderte Menschen entstehen können. Der Geschäftsführer sagt: „Die Auszeichnung hat vor allem die Akzeptanz bei Behörden und in der Politik verbessert. Es war für mich und mein Team auch sehr motivierend, dass unsere Bemühungen bei der

Preisverleihung im Bundesarbeitsministerium in Berlin durch den Staatssekretär vor einem fachkundigen Publikum gewürdigt wurden.“ Die gleiche Ehre wurde 2008 der Kreuznacher Diakonie zuteil, einem großen Träger, der seine internen Dienstleistungen Schritt für Schritt zu einer Integrationsfirma zusammenführte.

Beide Projekte dienen bundesweit als Modelle, denn sie zeigen, dass es im Sozial- und Gesundheitsbereich Chancen gibt, neue Arbeitsplätze für behinderte Menschen zu schaffen. Man muss nur darauf verzichten, Dienstleistungen durch Outsourcing profitorientierten Unternehmen zu übertragen. Diese stellen in der Regel keine Menschen mit Behinderungen ein. Eine eigene Integrationsfirma im Hause aber kann die notwendigen Dienstleistungen genauso gut erbringen.

Die BAG Integrationsfirmen wirbt auf Tagungen und in Gesprächen mit Politik und Entscheidungsträgern dafür, dass diese guten Beispiele andere Wohlfahrtsträger anspornen, ähnliche Wege zu gehen. „Dafür“, sagt der Vorsitzende der BAG-IF, „ist die Unterstützung durch die Freudenberg Stiftung sehr hilfreich.“

Die BAG-IF fungiert als Interessenvertretung und Netzwerk der über 500 Integrationsprojekte.

Ein Quadratkilometer Bildung

Seit 2002 arbeitet die Freudenberg Stiftung an der sozialräumlichen Zusammenführung ihrer Förderansätze in benachteiligten Stadtbezirken. Dort wo die Bildungsbenachteiligung am größten ist, will die Stiftung „Hoffnunginseln“ schaffen. Projekte zur Verbesserung von Demokratieverziehung, sozialer und kultureller Integration, Berufsfähigkeit und künstlerischer Kreativität sollen zeigen und vor allem erlebbar machen, dass sich etwas ändern lässt. Man muss es nur anpacken und im Laufe der Zeit in den Gesamtrahmen einfügen.

2007 hat die Freudenberg Stiftung damit begonnen, Bildungsförderung von Kindern und Jugendlichen in einem noch überschaubareren Einzugsbereich einer Grundschule zu konzentrieren, um möglichst nah an den Bildungsbedürfnissen der Kinder, Jugendlichen und ihrer Familien zu sein. Die Stadtteile, in denen sich diese Grundschulen befinden, lassen sich durch eine im innerstädtischen Vergleich deutlich unterdurchschnittliche Übergangsquote der Kinder aufs Gymnasium und eine überdurchschnittliche Armutsbelastung ihrer Eltern beschreiben. Dahinter verbergen sich soziale Notlagen der häufig zugewanderten Familien. Und die Fachkräfte in Kindergärten und Schulen fühlen sich überfordert und nehmen wahr, dass sie den Bildungsbedürfnissen jedes einzelnen Kindes trotz vielfacher Anstrengungen nicht ausreichend gerecht werden können.

Die Erfahrung, die die Freudenberg und die Groeben Stiftung mit dem „Quadratkilometer Bildung“ der RAA Berlin in Berlin-Neukölln seit 2007 machen, ist ermutigend: Bereits nach zwei Jahren sind verbesserte Bildungserfolge von Kindern und Jugendlichen sichtbar. Damit dies gelingt, braucht es eine Pädagogische Werkstatt mit professionellen „Kümmerern“, die rasch Förderangebote entwickeln und helfen, diese in den Alltag von Kita und Schule einzubauen. Dies geschieht durch Be-

ratung, Fortbildung, Vermittlung von Hospitationen, Einbeziehung andernorts gemachter Erfahrungen, Vermittlung von Handwerkern, Künstlern und Lesepaten. Außerdem werden kleine Sachmittel für Lernwerkstätten zur Stärkung des forschenden Lernens bei Kindern zur Verfügung gestellt. Rasche Hilfe stellt sicher, dass die Betroffenen schnell spüren, dass ihnen der „Quadratkilometer Bildung“ nützt. Um Nachhaltigkeit zu garantieren, wird dafür von der jeweiligen Bildungseinrichtung verlangt, dass die zusätzliche Hilfe ihr System des Lernens und Rückmeldens verändert, damit das Regelsystem künftig den Förderbedürfnissen der Kinder entspricht.

Zu den Handlungsprinzipien des „Quadratkilometers“ gehört es, über einen Zeitraum von zehn Jahren zu lernen, was im Feld von sprachlicher Ausdrucksfähigkeit, Mathematikkompetenz und sozialen Kompetenzen bereits im Kindergarten und darauf aufbauend in der Schule getan werden muss, damit kein Kind verloren geht. Das heißt, dass jedes Kind den Übergang in die nächste Bildungseinrichtung und letztendlich in den Beruf gut meistert.

Zur nachhaltigen Verbesserung der Bildungserfolge von Kindern und Jugendlichen schließt die Freudenberg Stiftung Verträge mit den beteiligten Kommunen und der Bildungsverwaltung mit dem Inhalt einer aufeinander abgestimmten Bildungsförderung und einer am kindlichen Bildungserfolg orientierten Wirkungskontrolle. Der „Quadratkilometer Bildung“ zielt dabei auf die Stärkung des Handlungsspielraums von Kita- und Schulleitungen. Sie tragen die Hauptverantwortung für die Entwicklung von Programm und Kultur ihrer Bildungseinrichtung. Kita- und Schulleitungen brauchen Ressourcen, Gestaltungsfreiräume und Entla-

stung, damit sie die Förderqualität im Interesse der ihnen anvertrauten Kinder und Jugendlichen halten und weiter entwickeln können. Deshalb sind die Leitungen zentrale Vertragspartner für die Vergabe von Mitteln aus dem Kita- und Schulentwicklungsfonds. Zugleich wird im „Quadratkilometer Bildung“ an den Stärken und Interessen der mehrheitlich zugewanderten Eltern im Quadratkilometer angesetzt. Sie sind die zentralen Bildungspartner der Einrichtungen. Mehrsprachige Elternbegleiterinnen und Zusammenarbeitsformen, die Eltern fortlaufend individuelle Rückmeldungen zur bestmöglichen Förderung ihres Kindes zu Hause und in der Bildungseinrichtung geben, spielen eine große Rolle.

Der „Quadratkilometer Bildung“ zielt auf den Aufbau eines lokalen Bildungsverbands, der gemeinsam Verantwortung dafür übernimmt, dass Kinder und Jugendliche eine ermutigende Bildungsbiografie durchlaufen und der alle beteiligt, die dazu etwas beitragen können. Keine Institution, keine Person kann die anspruchsvolle Aufgabe der Bildungsgerechtigkeit für Kinder und Jugendliche allein lösen. Stiftungsabsicht ist es, über einen Zeitraum von zehn Jahren den Aufbau einer Biografie begleitenden Förderkette in mindestens drei Kommunen in unterschiedlichen Bundesländern zu unterstützen, die positiven Erfahrungen auf andere Stadtteile in den jeweiligen Städten zu übertragen und eine bundesweit ausstrahlende Dynamik zur Verbreitung des Quadratkilometeransatzes zu entfalten. Die Freudenberg Stiftung arbeitet zusammen mit der RAA Berlin am Aufbau eines Verbands aus Stiftungen und Kommunen, die sich in ihren Städten für einen „Quadratkilometer Bildung“ und dessen Transfer als „Bildung im Quadrat“ engagieren.

„Kümmerer“ und andere

Dr. A. ist Palästinenser, in Jordanien aufgewachsen, promovierter Regionalplaner mit dem Schwerpunkt Katastrophenvirtschaft in Flüchtlingslagern. Er arbeitet als Interkultureller Moderator – ein „Kümmerer“.

„Hier hält dich nichts. Kein Dorf, keine Familie“, dies hört Herr A. am häufigsten und „Diese Freiheiten sind wir nicht gewohnt“. Überforderte Eltern und Kinder verstehen sich nicht mehr, die Beziehungen zwischen Männern und Frauen sind zerrüttet. Das alles hat nichts mit Vorstellungen über autoritär geordnete Großfamilien zu tun. Herr A. schlägt vor: „Ladet Eltern ein oder besucht sie. Sie brauchen Informationen über ihre Kinder und selbst Hilfe.“

Aber wo gibt es das Wissen über jedes einzelne Kind, das die Eltern so dringend benötigen? In den Schulen? Herr A. berichtet von Samir, 7. Klasse, Sohn libanesischer Eltern. In einem Lehrer-Memo steht: „Samir ist undiszipliniert, unterdrückt Mitschüler, häufige körperliche Auseinandersetzungen“. Nirgends steht, dass Samir weder hinreichend Deutsch noch Arabisch spricht und deshalb dem Unterricht nicht folgen kann. Und wo steht, dass er „herausgeworfen“ Herr A. weinend in die Arme lief und sagte: „Mein Herz tut mir weh – wie die Lehrer mich behandeln.“

Die Unterhaltung über Samir endet mit drei Versprechen des „Quadratkilometers“:

Er soll erstens helfen, dass Lehrerinnen kompetent und sensibel die Lernfortschritte und Defizite von Kindern wahrnehmen und mit Eltern darüber sprechen.

Zweitens: Er muss die Vertrauensbeziehung zu „Kümmerern“ wie Herrn A., den Eltern wie Kinder „Onkel“ nennen, halten.

Drittens: Gemeinsam mit Samirs Eltern und Lehrerinnen, Ehrenamtlichen und Professionellen muss verabredet werden, welche Entwicklungspers-

pektive für Samir (und jedes einzelne Kind) denkbar ist und wer ihn, in welcher Konstellation begleiten wird.

An Samirs Erfolg am Ende der 10. Klasse wird der „Quadratkilometer Bildung“ zu messen sein.

Dass diese Versprechen keine Träumereien sind, zeigen Nelson und Gül. Beide haben die 10. Klasse abgeschlossen – mit mittlerem Schulabschluss. Sie waren die einzigen, die den Übergang in die gymnasiale Oberstufe schafften. Nelson, ein afrikanischer Flüchtling, und Gül, türkische Berlinerin, konnten auf Mentoren des „Quadratkilometers“ zurückgreifen – Studierende wie Safyah, Marco und Robert, die Zehntklässler/innen in kleinen Gruppen ein Jahr lang auf die Abschlussprüfungen vorbereiteten und zu Vorbildern wurden. Ihr Erfolgsrezept wurde von Gül und Nelson so beschrieben: „Die setzen sich für uns ein“. Robert und Safyah telefonierten solange hinter Nelson und anderen her, bis sie zu ihrem Kurs kamen, und Marco unterrichtete Gül, wenn es nicht anders ging, auch auf der Treppe vor der Wohnung ihrer Eltern.

Nelson besucht nun die Oberstufe einer überbetrieblichen Bildungseinrichtung. Robert hilft ihm regelmäßig. Für Gül wäre eine weitere Unterstützung ein Gesichtverlust gewesen. Ihre Ausbildung hat sie abgebrochen. Dr. A. versucht sie und ihre Eltern zu überzeugen, wieder mit Marco und Safyah zusammenzuarbeiten.

Ziel des 2007 zusammen mit der Groeben-Stiftung gestarteten Vorhabens „Ein Quadratkilometer Bildung“ im Reuterkiez Berlin-Neukölln ist es, die Qualität der Förderung von Kindern und Jugendlichen so zu verbessern, dass langfristig gesehen kein Kind verloren geht.



Ahmet kann jetzt sprechen

Im Oktober 2008 kommt Ahmet (viereinhalb Jahre) mit seiner Mutter in den Leseladen. Er eilt auf die Leiterin zu und fängt gleich an zu erzählen. Türkisch mit deutschen Einschüben. Er redet pausenlos und schnell. Auch Frau A., seine Mutter, ist stolz und hat etwas zu erzählen: Sie ist seit einem Monat in einem Deutschkurs. Wir haben Ahmet ein paar Wochen nicht gesehen und sind begeistert. Wie hat er sich verändert! Vor mehr als zwei Jahren haben wir ihn kennen gelernt.

Frau E., eine Mitarbeiterin des Leseladens, hatte im Park eine Frau mit einem gut zweijährigen Sohn beobachtet. Der Junge sprach nicht und drehte die Augen weg, wenn man ihn ansprach. Er weinte oft. Frau E. sprach die Mutter, die meistens allein auf der Bank saß, an. Sie kamen ins Gespräch. Die Mutter hatte sich schon Sorgen gemacht, weil ihr Sohn nicht sprach. Der Kinderarzt habe sie beruhigt. Frau E. erzählte ihr vom Leseladen und lud sie ein dorthin zu kommen.

Zuerst wirkte Frau A. ängstlich und hörte den anderen Frauen nur zu. Sie kam aber immer häufiger und genoss es offensichtlich, mit den anderen Frauen Tee zu trinken. Sie konnte kein Wort Deutsch. Sie war seit vier Jahren in Deutschland. Ihr Mann ist Kraftfahrer und viel unterwegs. Sie sitzt meist allein mit Ahmet in ihrer Dachwohnung. Wenn sie mit dem Jungen zum Arzt muss, nimmt der Vater sich frei und bringt sie dorthin. Ahmet war viel krank und schrie oft. Es gab Beschwerden von anderen Hausbewohnern. Frau A. versuchte ihn ruhig zu halten, am besten mit Fernsehen, wenn Werbung lief.

Im Leseladen rannte Ahmet zuerst nur zwischen den Kindern und Müttern herum und konnte sich kaum beschäftigen. Das einzige, was ihn in Bilderbüchern interessierte, waren Autos. Er versuchte türkisch „araba“ zu sagen. Es war aber kaum zu verstehen. Er wollte meistens bald wieder gehen. Wenn Frau A. nicht reagierte, schrie er hoch und schrill. Sie

ging dann sofort mit ihm weg.

Frau A. wechselte den Kinderarzt. Die Frauen boten an, sie zu begleiten. Wir vermittelten einen Termin bei der Frühförderstelle in der Innenstadt. Dort nahm man Ahmet sofort in logopädische und heilpädagogische Behandlung. Zu den ersten Stunden begleitete ihn eine ehrenamtliche Mitarbeiterin mit Türkischkenntnissen, da Frau A. noch nie selbständig in Mannheim außerhalb der Neckarstadt unterwegs gewesen war. In der Förderstelle brauchte es zuerst Übersetzungshilfe. Später war dies nicht mehr notwendig.

Im Laufe der nächsten Monate kam Ahmet regelmäßig mit seiner Mutter in den Leseladen. Zu den Spielstunden bei der Frühförderstelle ging er gern. Frau A. besuchte regelmäßig die im Leseladen stattfindende Elternschule am Vormittag, wo türkisch sprachige Fachfrauen über die Entwicklung von Kindern informieren und mit den Müttern über Erziehungsfragen sprechen.

Im Spätsommer 2007 kam Ahmet in den Kindergarten, obwohl er immer noch nicht sprach. Er ging sehr gerne dort hin. Wir sahen ihn selten, da er bis 14 Uhr im Kindergarten war und anschließend regelmäßig Fördertermine hatte. Mit den Einrichtungen sind wir in Kontakt. Mit vier Jahren, fing er an zu sprechen. Welche Freude für alle.

Wenn Ahmet in die Grundschule kommt, wird er vom „Quadratkilometer Bildung – Bildung im Quadrat“ profitieren. Kein Kind darf uns verloren gehen.

In Vorbereitung auf das 2009 gestartete Gemeinschaftsprojekt der Stadt Mannheim „Ein Quadratkilometer Bildung – Bildung im Quadrat“ bietet der Leseladen Sprachförderung für Kinder und Erziehungsunterstützung für Mütter.



Issam

Ich heiße Issam und ich bin cool drauf. Es ist noch nicht lange her, da sind wir mit ein paar Kumpeln durch die Siedlung gerannt, haben unsere Plastiknarren geschwungen und aus Leibeskräften gebrüllt: „Freiheit für den Libanon!“ Die anderen Kinder sind schnell hinter die Bsche gesprungen vor lauter Schreck. Eines Tages kam plötzlich jemand aus dem Quartierbro gelaufen, hat fürchterlich rumgeschrien und wer nicht schnell genug weglaufen konnte, wurde entwaﬀnet. Ich war so sauer, dass ich da nicht mehr hingehen wollte, aber meine Eltern haben darauf bestanden, dass ich weiterhin meine Hausaufgaben dort mache.

Bevor dieses komische Büro aufgemacht wurde, war alles viel einfacher. Meine Eltern waren mit ihren Krankheiten und all ihren Problemen beschäftigt. Die Schule machte ihr Ding. Und ich machte mein Ding. Und heute? Heute stecken sie alle unter einer Decke. So schnell kannst du gar nicht gucken, wie die sich untereinander verständigen. Die Schule ruft Mama an. Mama ruft das Büro an. Und wahrscheinlich ruft das Büro auch die Schule an. Sie finden ständig Gründe, damit Mama ins Büro geht, Falafel backen, Humus essen.

Vor ein paar Monaten habe ich einen Moment nicht aufgepasst und zugegeben, dass ich ein paar blaue Briefe erwarte. Mathe war dabei, Physik, Geschichte und noch irgendwas. Im Büro haben sie sich fürchterlich aufgeregt. „In Geschichte? Wieso in Geschichte?!“ – „Die reden da über Juden und so’n Scheiß“, hab ich gesagt. „Da hab ich keinen Bock drauf.“ Die Frau wirft mir so einen komischen Blick zu und geht raus. Ich wusste gleich, das gibt rger. Ein paar Tage später hatte ich nicht nur die Hausaufgabenhilfe am Hals, sondern auch noch jede Menge Nachhilfestunden mit ein paar Zicken vom Gymnasium. Sie haben nicht locker gelassen, bis

ich alle dmlichen Fragen über Juden im Mittelalter im Heft beantwortet hatte. Ich habe versucht, die Mädels richtig auﬂaufen zu lassen. Zwei haben sich über mich beschwert. Ich dachte, super, das gibt Hausverbot und ich habe endlich Ruhe. Da geben sie Mama einen Termin und ich soll auch mitkommen. Eine Dame sitzt dabei, die ich noch nie gesehen habe. Eine Schulleiterin im Ruhestand, die fhrt jetzt Gespräche mit allen, die im Quartierbro Hilfe bekommen, über die Zwischenzeugnisse und wie es weitergehen soll in den nächsten Monaten. „Woher stammt eigentlich deine Familie?“ fragt die Schulleiterin. „Beirut.“ – „Und warum seid ihr nach Deutschland gekommen?“ – „Wegen Krieg.“ – „Warum war Krieg?“ – Keine Ahnung. Ich bin doch hier geboren. – „Geschichte ist, wenn du weit, woher du kommst. Wenn du weit, wo deine Wurzeln sind.“ – Dann hat sie noch stundenlang darüber geredet, dass man mir nicht trauen kann. Mama hat gesagt, sie hätte die Nase voll von mir. Und die im Quartierbro haben behauptet, sie würden mich am liebsten rauswerfen, mir aber den Gefallen nicht tun. Sie haben mich echt so klein gemacht mit Hut. Auf die höfliche Tour. Ehrlich gesagt, habe ich mich ein bisschen geschämt.

Meine Welt ist also eng geworden. Ich versuche, das Beste daraus zu machen. Inzwischen habe ich eine eins in Mathe geschrieben und eine drei in Physik. Im Büro haben sie mir Tee und Kuchen angeboten, wie einem Erwachsenen. Also habe ich mich letzte Woche dafür entschieden, Salah zu verpfeifen, weil er auf Arabisch zu Songl „Schlampe“ gesagt hatte. Der Kuchen war nämlich echt lecker.

Im Quartierbro Herten-Süd findet Bildungsförderung für Mütter und Kinder statt, bis die pädagogische Werkstatt für den Quartatkilometer Bildung in der Feigegrundschule errichtet ist.



Unsere Partner

Gesellschafterversammlung und Kuratorium haben der Stiftung Richtlinien gegeben, die sich seit 25 Jahren in der Praxis bewährt haben und bewähren. Sie sind nicht ohne einen gewissen Ehrgeiz und Anspruch: Sie verlangen von der Stiftung dort tätig zu werden, wo negative Auswirkungen gesellschaftlicher Entwicklungen besonders spürbar werden. Die Projekte sollen deshalb auf Innovationslücken staatlichen Handelns reagieren, Modellcharakter haben und praktische Antworten auf gesellschaftliche Fehlentwicklungen geben. Sie sollen unter unmittelbarer Beteiligung des Stiftungspersonals lokal verwirklicht und übertragbar gemacht werden. Außerdem sollen wir die Projektarbeit der Stiftung so gestalten, dass diese dabei mithelfen kann, die gesellschaftspolitischen Ziele durchzusetzen, die in der Projektarbeit stecken.

Allerdings enthalten die Richtlinien auch Hinweise, wie dies geschehen könnte: durch wissenschaftliche Beratung, Einbeziehungen internationaler Erfahrungen und eine enge Zusammenarbeit mit anderen Stiftungen einerseits und staatlichen Stellen auf allen Ebenen andererseits. Die Stiftung soll die Betroffenen zu Wort kommen lassen, auf deren Eigeninitiative und deren freiwilliges Engagement bauen und dieses stützen. Wir wollen – mit einem Wort – zur Stärkung der Bürger- und Zivilgesellschaft beitragen, deren Teil die Stiftung selbst ist, und damit die Wirkungen ermöglichen, an denen ihr liegt.

In allen Kapiteln dieses Berichts ist bereits von den wissenschaftlichen und zivilgesellschaftlichen Organisationen die Rede gewesen, ohne deren Partnerschaft die Freudenberg Stiftung ihre Arbeit nicht hätte tun können. Als eine Besonderheit unseres Vorgehens ist vielleicht hervorzuheben, dass es in den meisten Fällen schwierig war, passgenau wis-

senschaftliche und zivilgesellschaftliche Partner zu finden. Wir haben uns daher oft an der Gründung entsprechender Organisationen beteiligt oder diese sogar initiiert. Zu nennen sind die Regionalen Arbeitsstellen, die RAA, die in fast allen thematischen Bereichen unsere wichtigsten Partner sind, der Rat für Migration, die civis medienstiftung, die Amadeu Antonio Stiftung und die Gesellschaft Demokratische Kultur. Die beiden letzteren tun, was wir nie hätten tun können, denn sie entwickeln nicht nur erfolgreiche Handlungsmodelle gegen Rechtsextremismus und für die Stärkung Demokratischer Kultur, sondern sie haben sich zur Aufgabe gemacht, die Bürgergesellschaft zu mobilisieren. Zu den Einrichtungen, an deren Gründung wir beteiligt waren, gehört auch die Deutsche Kinder- und Jugendstiftung, die heute viermal so groß ist wie die Freudenberg Stiftung und uns vormacht, wie man Themen öffentlich zu Geltung bringen, wie man mit dem Staat kooperieren und zugleich Stiftungs Kooperation fördern kann.

Auch an der Gründung des auf zehn Jahre angelegten Forschungsprogramms von Professor Heitmeyer und anderen zur „Gruppenbezogenen Menschenfeindlichkeit“ sind wir beteiligt. Sein hilfreicher Rat begleitet uns und die Amadeu Antonio Stiftung.

In dem thematischen Bereich Übergang zwischen Schule und Beruf ist die Arbeitsgemeinschaft der Weinheimer Initiative „Lokale Verantwortung für Bildung und Ausbildung“ unsere wichtigste Referenzgruppe, weil hier Expertinnen und Experten, einschlägige Stiftungen und Vertreterinnen und Vertreter von Städten zusammenarbeiten.

In dem kleinen Bereich Arbeit für psychisch Kranke verlassen wir uns auf

die schon vor über 20 Jahren von uns mitbegründete FAF (Fachberatung für Arbeits- und Firmenprojekte), die sowohl Expertise vermittelt als auch durch die mit ihr verbundene BAG-IF (Bundesarbeitsgemeinschaft Integrationsfirmen) als zivilgesellschaftliche Interessengruppe wirkt.

Hinter all diesen Organisationen stehen Namen, Menschen, Freundschaften, ein reiches Netz von Unterstützerinnen und Unterstützern, deren Engagement, Klugheit und solidarische Partnerschaft den Rang und die Wirkung der relativ kleinen Freudenberg Stiftung mitbegründet haben.

In besonderer Weise gilt das für die Einrichtungen, die wir auf den folgenden Seiten selbst zu Wort kommen lassen wollen: Das Network of European Foundations mit dessen europäischem Berater; die Bundesarbeitsgemeinschaft der RAA mit einer ihrer beiden Sprecherinnen; und die Amadeu Antonio Stiftung mit ihrer Vorsitzenden.

Was das europäische Engagement insgesamt angeht, so erhalten wir viele Anregungen durch die Mitgliedschaft der Stiftung im European Foundation Center, in dem mehr als 200 europäische Stiftungen zusammenarbeiten. Wichtig ist der Stiftung hierbei vor allem der Erfahrungsaustausch mit denjenigen Stiftungen, die sich in der Interest Group Diversity, Integration, Migration und in der von uns neugegründeten Children and Youth Interest Group zusammengefunden haben. Die wichtigsten Erfahrungen und Anregungen konnten wir aber in gemeinsamer Projektarbeit im Rahmen des Network of European Foundations (NEF) sammeln. Es handelt sich hier um eine Plattform für gemeinsames Handeln, die von 12 großen Mitgliedern des European Foundation Centers

gegründet worden ist und deren Spiritus Rector in den vergangenen Jahren Hywel Ceri Jones war.

Bevor die drei genannten Personen zu Wort kommen, ist noch auf zwei Partnerorganisationen hinzuweisen, die nicht einzelnen thematischen Bereichen zuzuordnen sind, sondern die Stiftungsarbeit generell unterstützen. Die Forschungsgruppe Modellprojekte e. V. (FGM) und die Stiftungs- und Fördergemeinschaft Modellprojekte (SFGM). Die FGM ist ein Verein, in dem bildungspolitisch interessierte Privatleute und Bildungsexpertinnen und -experten zusammenarbeiten. Dieser Verein bietet Stiftungen und staatlichen Stellen die Möglichkeit, gemeinsame Projekte durchzuführen und wird auch selbst dafür initiativ. Die Stiftung hat die Angebote der FGM in der Vergangenheit für die Durchführung vieler Gemeinschaftsprojekte nutzen können. Zusammen mit der FGM hat die Freudenberg Stiftung unter dem Kürzel SFGM eine eigene Stiftungsverwaltung aufgebaut, der sich unter anderem die Amadeu Antonio Stiftung, die Groeben Stiftung, die Lindenstiftung und die Spickschen Stiftung anvertraut haben.

Zusammenarbeit mit dem Network of European Foundations – ein Brief aus Brüssel

Dear Christian, dear Pia,

Partnership building is easier said than done. Working with foundation partners on a European basis is a relatively new development, but increasingly there is growing recognition of the interplays between national and European policy making that impact on so many of the areas which are central to the mission of foundations, and require them to think European.

The Freudenberg Foundation is a pioneer in this respect, together with a limited number of foundations, which seek to achieve greater impact through scaling up their initiatives and at the same time building a European dimension to them.

Over the last few years, the network of European Foundations (NEF) has championed the idea of launching joint ventures between foundations across Europe, and to date has engaged over 60 foundations, large and small, in this process. The Freudenberg Foundation has played an important role in most of these joint ventures, including youth empowerment (YEPP), integration and migration (EPIM), religion and democracy, special concern for Roma, and active citizenship learning through the school systems in Europe (ILDE). Two examples illustrate well the creative role played by the Freudenberg Foundation in these projects.

The creation of the Roma Education Fund in 2005 at the joint initiative of the World Bank and George Soros, risked taking off with no direct engagement by the European Foundation community. Christian Petry and the Freudenberg Foundation with a strong track record of commitment

to and experience of, working with and for Roma, was determined that this should not be the case. Showing the way with a 10-year financial commitment, the Freudenberg Foundation has helped mobilize through NEF the participation of a small group of European Foundations. This relationship has been strengthened through the dual role of you Christian as chair of the NEF steering committee and its representative on the board of the Roma Education Fund.

The elaboration of the Weinheim Declaration, at a special meeting organized at the Freudenberg Foundation, with an advisory group including Roma, has provided a powerful piece of advocacy which was presented to the Roma Summit organized by the European Commission in September 2008, and then transmitted to all 27 EU governments and to the EU institutions.

The Weinheim Declaration has been exploited through NEF to build a new dialogue with the European Commission so as to monitor and influence its work on behalf of the Roma communities, and to identify priority policies in particular the periods of early childhood and transition to primary education, and transitions from school to work which require greater investment by EU and national governments, as well as more effective coordination between the Roma Education Fund and the EU's Structural Funds.

The second example concerns the Initiative for Learning and Democracy in Europe (ILDE) was launched by NEF so as to provide a distinctive follow up by Foundations to the European Year of Education for Citizenship, celebrated in 2005. Engaging nine foundations in all, the ILDE

steering committee - with you Pia as chair - prepared an analysis of best practices and research into the systemic weaknesses in Europe in making citizenship learning a central part of school experience.

..... Hywel

Das Network of European Foundations ist eine Plattform für gemeinsame Projekte, die von 12 großen Mitgliedsstiftungen des European Foundation Center gegründet worden ist. Projekte wie Youth Empowerment (YEPP), Integration and Migration (EPIM), Initiative for Learning and Democracy in Europe (ILDE) und Roma Education Fund (REF) wurden in den letzten Jahren von der Freudenberg Stiftung maßgeblich mit gestaltet.

Dies ermutigt zum Nachmachen – Anregungen aus einer gemeinsamen Reise nach Toronto

Toronto, Herbst 2005: Vertreterinnen und Vertreter der Bundesarbeitsgemeinschaft (BAG) der RAA besuchen auf Einladung der Freudenberg Stiftung Schulen und Einwanderungsinstitutionen in Kanada.

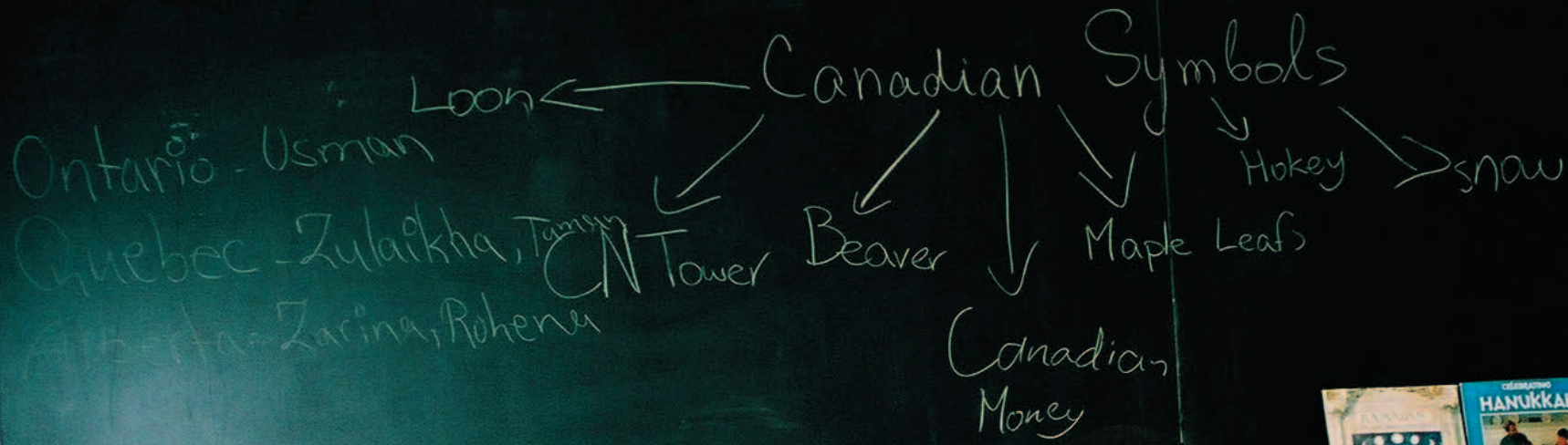
Erster Eindruck: Lehrkräfte und Schulleitungen sind sehr genau über die Lebenssituation der Familien, deren Kinder sie unterrichten, und ihre Einwanderungsgeschichte informiert. Sie wissen um Fluchthintergründe und Arbeitssituationen der Eltern, wie die Familien und Communities zusammenhängen, welche Formen der Mittagsversorgung und Nachmittagsbetreuung sie praktizieren, wo und wie sie wohnen und welche Sprachkompetenzen sie mitbringen. Von den Eltern wird ausschließlich mit höchster Achtung gesprochen. Lehrerinnen und Lehrer beachten z. B., dass sie die Familienväter oder -mütter, die mehreren Jobs nachgehen, um die Familie zu ernähren, nur in sehr engen Zeitfenstern treffen können und versuchen diese zu schaffen. Lehrerinnen einer Grundschule z. B. holen die Kinder morgens auf dem Schulhof ab, begrüßen sie vor dem Schulhaus und treffen so regelmäßig die Eltern jenseits formeller Anlässe wie Elternabenden. Die Eltern haben freien Zugang in die Schule, fühlen sich erwünscht. So war es nur für die deutschen Besucher überraschend, im Schulflur einen Vater anzutreffen, der mit seinem Kind lesen übte und später mit der Lehrerin ohne Voranmeldung sprach. Eltern werden auf diese Weise systematisch zur Partizipation eingeladen. Die nötige Information darüber, was in der Schule geschieht und geplant ist, vermitteln monatliche Briefe der Lehrerinnen an die Eltern mit Auskünften über Lerngegenstände und -methoden, abendliche Workshops für Eltern in der Schule und eine jährliche „Curriculum Night“, bei der die Lehrerinnen und Lehrer ihre Vorhaben vorstellen und mit den Eltern diskutieren. Obwohl die schulische Rechenschaftspflicht weitergehend zu sein scheint als in Deutschland, ist die Skepsis vor der Mit-

sprache der Eltern deutlich geringer. Desinteresse und Machtmissbrauch auf beiden Seiten müssen – lehrt das kanadische Beispiel – seltener befürchtet werden, wenn regelmäßige Information über Vorhaben, gemeinsame Planungsdiskussionen und informelle Begegnungen als selbstverständliche Routine erlebt werden.

Auch der kulturelle und religiöse Hintergrund wird in der Schule gewürdigt, indem z. B. Feiertage, Speise- und Verhaltensgebote beachtet und respektiert werden. So fiel in einer Oberschule der Besuch der BAG auf den Vorabend des Jom Kippur – und die Jugendlichen vom Schulfunkteam wünschten den jüdischen Schülern alles Gute für den Feiertag und informierten alle Hörerinnen und Hörer über seinen Inhalt. Dem folgten Hinweise zum Ramadan, dessen zweite Woche ebenfalls gerade begann.

Dies ermutigt zum Nachmachen und könnte ein Anlass für Lehrerinnen und Lehrer sein, bei Eltern nachzufragen und den Faden zu regelmäßiger, gegenseitiger Information und Kommunikation aufzunehmen. Die BAG der RAA hat sich vorgenommen, die kanadischen Anregungen weiterzutragen und Schulen dabei zu unterstützen, Familien einen stärkeren Platz in ihren Kalendern, Lern- und Kursangeboten, Planungsrunden und Flurgesprächen einzuräumen.

In 46 Städten gibt es Regionale Arbeitsstellen (RAA), die als Zentren für Integration, Demokratie und Bildung wirken. Wir fördern einzelne RAA, einzelne thematische Projekte in den RAA und deren Zusammenarbeit und Weiterbildung in ihrer Bundesarbeitsgemeinschaft.



Das Mädchen mit dem Schal

Niemand wird allein dadurch zu einem besseren Menschen, weil er es sich vornimmt. Er muss erleben, was es heißt besser zu sein – und zwar nicht im Vergleich zu einem anderen, sondern gemessen an sich selbst. Sie saß in unserer Runde ganz aufrecht da, den Kopf etwas in den Nacken geworfen. Um den Hals hatte sie einen dicken Schal gewickelt, der so gar nicht zur lauen Mailuft da draußen passte. Ihre Geste wirkte kämpferisch und aufmerksam zugleich, so als wollte sie sagen: „Fragt mich nur, ich kann euch am besten erklären, wie das mit der Gleichwertigkeit funktioniert.“

Wir trafen uns im Klassenzimmer mit Schülerinnen und Schülern, Lehrerinnen und Lehrern und den Gästen. Die Direktorin neben dem Gast aus New York, zwischen ihm und dem Mädchen mit dem Schal, einer unserer Kollegen von der Amadeu Antonio Stiftung, um David Chiel von der Ford Foundation alles zu übersetzen. Die amerikanische Stiftung hatte einen großen Teil des Projektverbundes finanziert, in dem es unter verschiedenen Vorzeichen und an verschiedenen Orten immer um ein und dasselbe ging: Gleichwertigkeit. Hier in Waren an der Müritz, in einem Plattenbauviertel, hatte die RAA Mecklenburg-Vorpommern mit Schülerinnen und Schülern ein Anerkennungs-Audit in der Nachbarschaft durchgeführt, um vielleicht so eine Antwort auf den alltäglichen Rassismus und das gegenseitige Mobbing geben zu können. Eva, das Mädchen mit dem Schal, bot sich als Expertin an. Neben ihr saßen drei Schülerinnen, ebenfalls selbstbewusst und dennoch viel gelassener als Eva.

Nach den Begrüßungsworten, erklärten die Schülerinnen, was ein Audit ist. Man merkte, wie sie sich vorbereitet hatten, etwas Kompliziertes darzulegen und dabei Worte benutzten, die nicht recht zu ihrem Alltag gehörten, z. B. „Gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit“. Umso er-

staunlicher, wie dieser Begriff mit einem Mal aus dem Mund dieser 15jährigen Realschülerinnen erklang. Und während sie erklärte: Feindseligkeit gegen Menschen, weil sie einer Gruppe angehören, verschiedene Gruppen sind besonders betroffen, so gibt es z. B. Rassismus, Antisemitismus, Homophobie, Sexismus, Obdachlosenfeindlichkeit, Fremdenfeindlichkeit, Abwertung von sozial Schwachen, Behinderten, Antiziganismus und anderes mehr – wartete Eva ungeduldig darauf, endlich ihren Teil beitragen zu können.

Da es aber der erste Tag unserer Reise mit David war, musste Eva ein wenig länger ausharren, denn um zu verstehen, was er nun alles sehen würde, mussten wir einiges erklären.

Zuerst waren die RAA da, ein Netz von Schulentwicklungsagenturen der Freudenberg Stiftung. Nach der Wende knüpften wir auch im Osten ein solches Netz von Regionalen Arbeitsstellen – unter anderen in Waren, Mecklenburg-Vorpommern – deren Hauptaufgabe jedoch nicht vornehmlich in der Integration von Einwanderern bestand, denn die gab es kaum, sondern im Aufbau einer demokratischen Alltagskultur. Die gab es hier nicht. Bevor wir also überhaupt von der Gefährdung der Demokratie reden konnten, musste sie sich erst als Lebensweise etablieren. Die Freudenberg Stiftung hat als erste geholfen, als Nazis begannen, ganze Landstriche zu „national befreiten Zonen“ zu machen. Als dieses Thema zu groß wurde, um es mit Projektarbeit allein zu bearbeiten, gründete die Freudenberg Stiftung die Amadeu Antonio Stiftung. Und dann begann vor acht Jahren das Team von Professor Heitmeyer mit einer Langzeitstudie über „deutsche Zustände“. Er war es, der meinte, die verschiedenen Formen von Vorurteilen und Hass würden in sich einen Zusammenhang bilden und deshalb müsse man sie auch zusammen

untersuchen. Und die Freudenberg Stiftung verlangte, dass diese von ihr mitfinanzierte Studie der Diskussion mit Praktikern standhalten muss. Deshalb gibt es jedes Jahr in Weinheim ein Treffen zwischen Wissenschaft und Praxis, um die Ergebnisse miteinander zu diskutieren, jedes Jahr mit anderem Schwerpunkt. Mit gutem Grund war es vor einigen Jahren Antisemitismus, ein Phänomen, das die Amadeu Antonio Stiftung schon seit einiger Zeit beschäftigt hatte. In diesem Zusammenhang lernten wir in Brüssel David Chiel von der Ford Foundation kennen, den die gleiche Sorge nach Europa getrieben hatte. So entstand dieser Projektverbund, in dem jeder der Partner in der Praxis jeweils einem Aspekt der „Gruppenbezogenen Menschenfeindlichkeit“ zu Leibe rückte.

„Immer gibt es Veränderungen, das ist noch nichts Umwerfendes“, sagte Eva, die nun nicht mehr warten mochte. Sie sei immer aufgefallen, erzählt sie, aber niemals positiv. „Ich war die Obermobberin!“. Es war nicht schwer, jeden wegen irgendwas zu drangsalieren. Manche waren fett oder „irgendwie behindert“, manche langsam oder schüchtern, manche sahen aus wie „Ausländer“ oder benahmen sich wie „Opfer“. Eva hatte es drauf, jeden in eine Gruppe zu stecken und dafür zu verhöhnen.

Als das mit dem Audit begann, hatte sie schon ein Kind. Eigentlich hatte sie keinen Bock mitzumachen, aber sie wurde sozusagen als Mobbing-Expertin befragt. Da stand sie nun vor den Kids und einigen Lehrern und erklärte, wie das geht mit dem Abwerten und Diskriminieren. Sie wurde nicht moralisch unter Druck gesetzt. Und es war auch kein schlechtes Gewissen, das ihr den Kick gab, ihr Handeln zu überdenken. Es war die Tatsache, dass sie da stand und ihr zugehört wurde. Einige haben mitgeschrieben. Sie konnte gut erklären, sogar mit Geduld. Die

Leute haben sie nicht mehr gefürchtet sondern sie für ihre Expertise bewundert. Bald fragten ihre Mitschüler sie auch anderes und Eva merkte, dass sie viel mehr konnte, als böse Anmache.

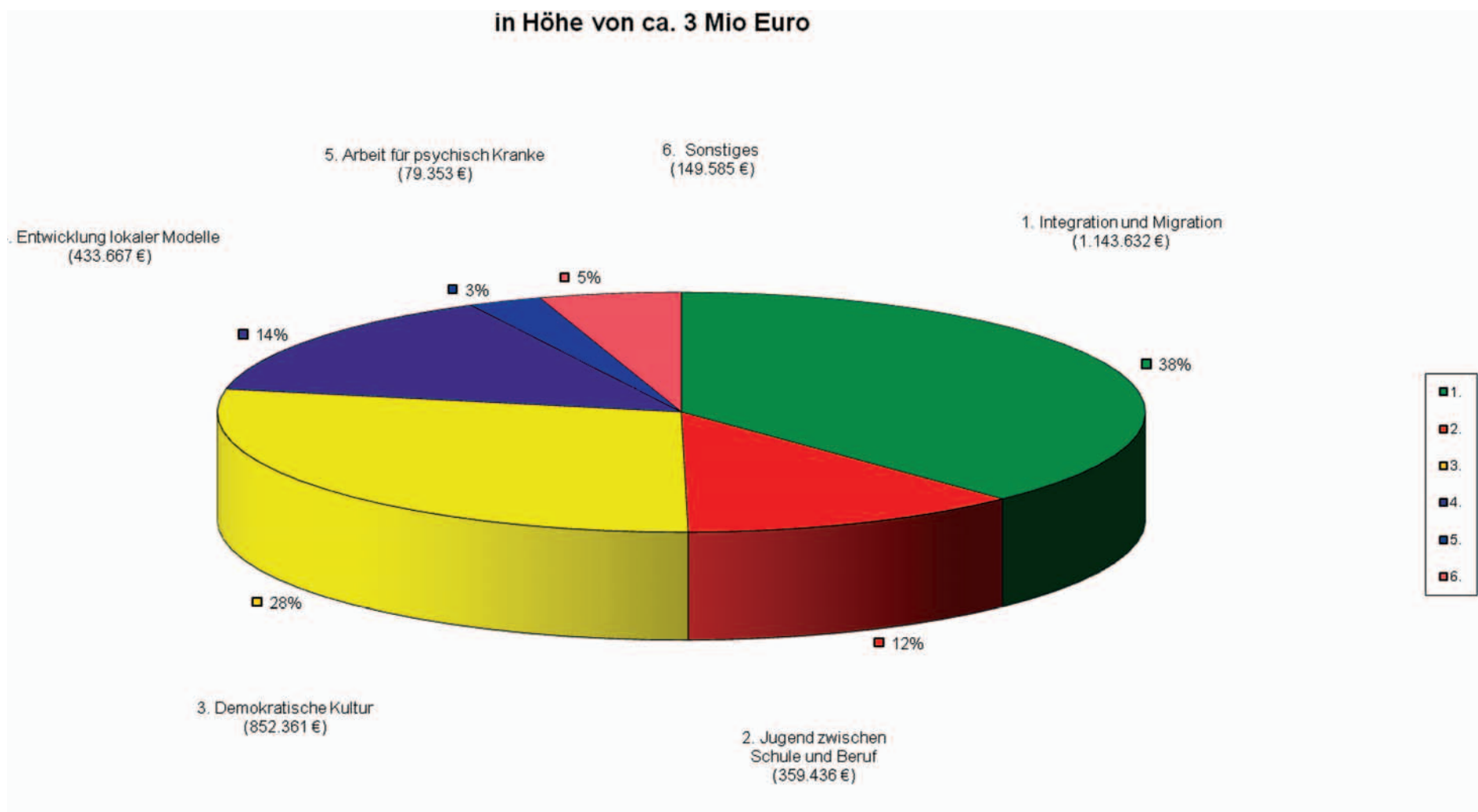
Durch diese Rolle begann sie sich für das Projekt zu engagieren. Die Kids wollten bald nicht nur reden, sondern auch für die Schule und Nachbarschaft einiges real verändern. Den Schulhof zum Beispiel und den Spielplatz. Jemand musste mit der Stadtverwaltung verhandeln und mit der Direktorin. „Eva“, sagten die anderen. Und sie konnte es ganz gut, wenn die ganze „Truppe“ mitmachte, denn jeder von denen konnte was beitragen. „Der Schulhof sieht jetzt ganz anders aus“, sagte Eva ziemlich ernst und zog an ihrem Schal. „Ich gehe da mit meinem Kleinen spielen. Wir alle haben das gemacht.“ Und dann ganz am Ende des Gesprächs mit David aus New York, der Schulleiterin, den Kollegen aus der RAA Waren und der Amadeu Antonio Stiftung über „Gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit“ und das wahre Leben, meldete sich schließlich die Klassenlehrerin: „Und übrigens: Eva ist jetzt unsere Schulsprecherin.“

Ziel der 1998 von der Freudenberg Stiftung mit gegründeten Amadeu Antonio Stiftung ist das Engagement für eine demokratische Zivilgesellschaft in Ostdeutschland. Die Amadeu Antonio Stiftung unterstützt Initiativen und Projekte, die kontinuierlich gegen Rechtsextremismus, Rassismus und Antisemitismus vorgehen, sich für eine demokratische Kultur engagieren und für den Schutz von Minderheiten eintreten.

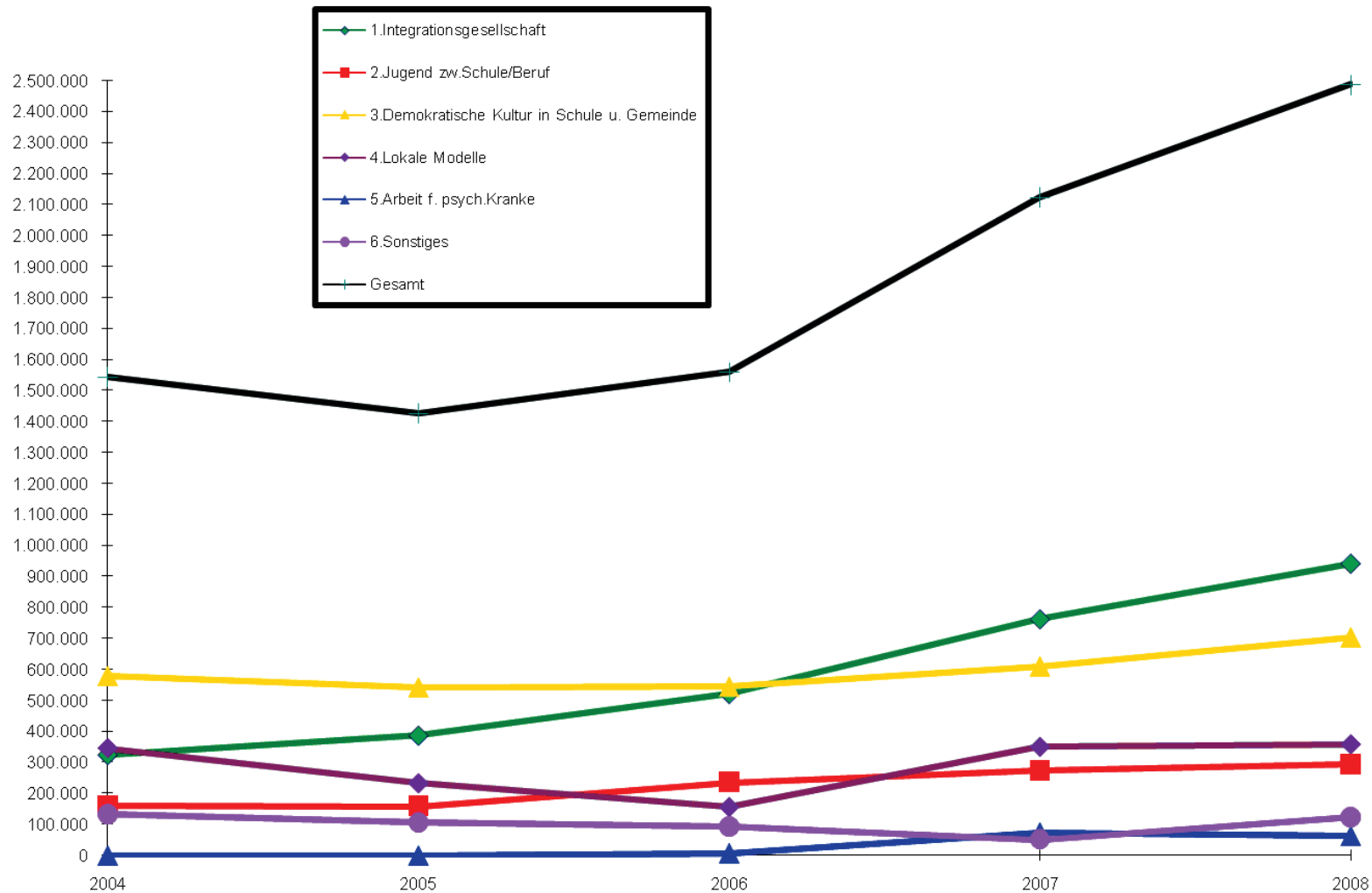


Ausgaben der Stiftung nach Schwerpunktbereichen im Jahr 2008

in Höhe von ca. 3 Mio Euro



Entwicklung der Ausgaben Gesamt und nach Schwerpunktbereichen in € von 2004–2008



Förderrichtlinien der Freudenberg Stiftung

1. Die Freudenberg Stiftung fördert und initiiert Projekte. Sie versteht sich als operative und fördernde Stiftung.
2. Projekte der Freudenberg Stiftung sollen in gesellschaftlichen Bereichen initiiert werden, wo wirtschaftliche, kulturelle und soziale Benachteiligung oder Diskriminierung festzustellen ist und wo die negativen Auswirkungen gesellschaftlicher Entwicklung (z. B. durch technisch-industriellen Fortschritt, Bürokratisierung, Fehlentwicklungen und Abbau sozialer Dienste) besonders spürbar werden. Mit Vorrang sollen daher Projekte der direkten Förderung benachteiligter Randgruppen und kultureller Minderheiten dienen.
3. Solche Projekte sollen allerdings nicht im Sozialpflegerischen stecken bleiben. Vielmehr zielen sie auf die Anregung bürgerschaftlicher Anteilnahme und Mitverantwortung. Im Falle kultureller Minderheiten sollen sie das Recht auf Entfaltung eigener kultureller Identität stützen helfen. Solche Forderungen sollen den Projekten Aktualität geben und in beispielhaften Maßnahmen zur Durchsetzung verhelfen.
4. Vorrangig zu fördern sind dezentrale Initiativen auf örtlicher Ebene.
5. An den zu fördernden Vorhaben sollten andere, vor allem kommunale und gegebenenfalls auch staatliche Stellen beteiligt oder durch Stiftungsinitiativen zur Kooperation gewonnen werden. Die Zusammenarbeit mit anderen Stiftungen wird angestrebt.
6. Bei der Förderung sollen solche Projekte und Maßnahmen bevorzugt werden,
 - die sich auf die Hilfe zur Selbsthilfe, auf Selbstorganisation, Förderung der Eigeninitiative und auf Stimulierung ehrenamtlichen Engagements richten,
 - die zur Öffnung und Kooperation öffentlicher und privater Einrichtungen der Bildung, Ausbildung, Weiterbildung sowie begleitender sozialer und psychologischer Hilfe führen und neue Ideen aufgreifen,
 - die internationale Erfahrungen mit einbeziehen.
7. Die Freudenberg Stiftung fördert bevorzugt Projekte, die zu übertragbaren organisatorischen Modellen führen.
8. Die Projekte sollen in erster Linie auf praktische Wirksamkeit zielende Vorhaben sein; dabei sollen sie jedoch Forschungsergebnisse nutzen, wissenschaftlich beraten und ausgewertet werden.

Gremien und Mitarbeiter

Gesellschafterversammlung:

Dr. Dr. Peter Bettermann (Vorsitzender)
Dr. Hans Otto Bräutigam
Professor Dr. Dr. h. c. Peter Frankenberg
Dr. Wolfram Freudenberg
Professor Dr. Jutta Limbach

Kuratorium:

Andreas Freudenberg
Dr. Dorothee Freudenberg
Dr. Reinhart Freudenberg (Vorsitzender)
Bischof Professor Dr. Wolfgang Huber
Professor Dr. Yasemin Karakasoglu
Dr. Petra Lidschreiber
Dr. Uli Paetzel
Dr. Hans-Henning Pistor
Stefanie Wahl

Geschäftsführer:

Christian Petry, Dr. Pia Gerber

Wissenschaftliche Mitarbeiterinnen:

Christel Grünenwald
Anne Seifert
Sandra Zentner

Verwaltung:

Nicola Hermann (Sekretariat)
Ebru Mecit (Auszubildende)
Iris Rüsing (Sekretariat)
Andrea Voß (Finanzen)

Programmberatung:

Dr. Benita Daublebsky
Nicolae Gheorghe
Cornelia Holsten
Christoph Leucht
Dr. Monika Kleck
Dr. Wilfried Kruse
Ida Schildhauer
Professor Dr. Anne Sliwka
Sascha Wenzel

Impressum

Inhalt

Dr. Pia Gerber, Christian Petry

Redaktionelle Bearbeitung

Dr. Benita Daublebsky, Peter Kalb

Mit Beiträgen von

Livia Daveri, Ulrich Floß, Katja Gehring,
Christel Grünenwald, Prof. Dr. Wilhelm Heitmeyer, Khadija Huber,
Hywel Ceri Jones, Anetta Kahane, Dr. Monika Kleck,
Britta Kollberg, Christoph Leucht, Monika Münch,
Timo Reinfrank, Margot Römmich, Hans Sautter,
Evelyn Scholz, Arnd Schwendy, Anne Seifert,
Corinna Störzinger, Carmen Treppte, Bernd Wagner
Sascha Wenzel, Sandra Zentner

Fotos und Skizzen von

Amadeu Antonio Stiftung, Leon Kahane,
Christoph Leucht, Fritz Kopetzky,
Cassian Schmitt, Anna Schönborn,
ZDF (Foto S. 15)

Titelbild

Achtklässler unterstützen Erzieherinnen einer KiTa bei der Vermittlung von Naturwissenschaften. Sie machen mit den Kindern Experimente, die sie in ihrem Unterricht vorbereitet haben.

Layout

Jürgen Hatzenbühler, Ida Schildhauer

Grafische Konzeption und Satz

Jürgen Hatzenbühler

Druck

Druck + VerlagsService Helmut Haas GmbH

FREUDENBERG STIFTUNG GMBH

Freudenbergstr. 2

D-69469 Weinheim

Tel. +49-6201-17498

Fax +49-6201-13262

info@freudenbergstiftung.de

<http://www.freudenbergstiftung.de>

Weinheim, Juni 2009